

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Gar nicht neue „neue Relevanz“

Die Konzeption 2016 zur Kulturarbeit nach § 96 BVFG 3

Reinhard Grätz

Kant kann Kalinin nicht hinterfragen

Der Kuratoriumsvorsitzende des Gerhart-Hauptmann-Hauses
im Gespräch 7

Ernst Gierlich

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und nicht nur sie

Völkerrechtstagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen 11

Dorthin, wo er stand, weil er nicht anders konnte

Studienreise auf den Spuren von Martin Luther 14

Lehrer lernen Europa

Begegnung der Akademie Mitteleuropa 15

Grundsätzlich – aber wie?

Zur Rettung der Görlitzer Stadthalle 16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Motycka/Veselá (Hg.): Deutschmährische Anthologie (*Rudolf Grulich*) 17

Söllner: Knochenmusik (*Georg Aescht*) 18

Reszka: Zeit des Bösen (*Roswitha Wisniewski*) 19

Spatz: Wolfskinder 21

LITERATUR UND KUNST

Profis im Probieren und Studieren

Kulturförderpreise der Sudetendeutschen Landsmannschaft 22

Die Sielen lyrischen Sagens

Der große Karl Dedecius hat sie abgestreift 25

Jörg Bernhard Bilke

Die Mutter des „Gemeindekindes“

Marie von Ebner-Eschenbach hat Mähren
in die deutsche Literatur eingeschrieben 26

Dieter Göllner

Soundtrack zu Franz Kafkas „Schloss“

„Landschaften der Zeit“ – Literartage an der Neiße 27

Der Knüppel- als Werbeträger

Rübezahl feiert in Görlitz fröhliche Urständ, wie's im Buche steht 29

Eisen, Schmetterlinge, Porzellan

Ausstellungen im Kulturpark Sayn 30

KK-NOTIZBUCH

31



*Tautropfen oder Sonnen-
untergang? Das ist für
eine Malerin wie Irmgard
Stengel keine Frage*

Bild: Dieter Göllner

Gar nicht neue „neue Relevanz“

Die Konzeption 2016 zur Kulturarbeit nach § 96 BVFG holt nach und zurück, was jene von 2000 verschüttet hat

Die „Weiterentwicklung der Konzeption zur Erforschung, Bewahrung, Präsentation und Vermittlung der Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa nach § 96 des Bundesvertriebenengesetzes“, hier kurz „Konzeption 2016“, ist im Kern keine „Weiterentwicklung“, sondern die seit langem fällige „Neuorientierung“ der Kulturarbeit nach § 96 BVFG. Im Schlusswort der zwölfteinhalb Seiten umfassenden Bundestagsdrucksache 18/7730 vom 25. 2. 2016 wird entsprechend auch von einer „neuen Relevanz“ gesprochen, die der „Beschäftigung mit deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa im Kontext der europäischen Einigung und der Globalisierung“ zukommt. Diese Relevanz ist zwar Eingeweihten seit langem mitnichten verschlossen geblieben, aber es ist gut, wenn sie nun auch amtlich festgeschrieben wird.

Die Konzeption 2016 stellt die ostdeutsche Kulturarbeit wieder in einen angemessenen

historischen Rahmen, sie anerkennt die bleibende Aktualität des Themas Flucht und Vertreibung, sie würdigt den Beitrag der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge sowohl zum Wiederaufbau nach dem Krieg als auch an der Kulturarbeit seit über 65 Jahren, und sie nimmt die deutschen Minderheiten im Ausland anerkennend in den Blick.

Bereits im Vorwort werden Kernsätze der Konzeption 2016 formuliert. Die Kulturförderung nach § 96 BVFG wird als „Beitrag zur kulturellen Identität Deutschlands und Europas“ gekennzeichnet, ein starkes Bekenntnis zur essentiellen Bedeutung dieses Politikbereichs. Die 14 Millionen Vertriebenen und Flüchtlinge finden Erwähnung, die „unter großen Opfern“ ihre Heimat verlassen mussten. Es wird darauf hingewiesen, dass „gut jeder vierte Deutsche einen persönlichen oder familiären Bezug zu den deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen sieht“. Mit solchen Feststellungen wird die



Landschaft als Heimat, opulent und bescheiden, es ist nur Natur, es sind nur Menschen:

*Georg Müller-Breslau,
Riesengebirgslandschaft mit Fernblick*

Bilder: Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg



*Durch diesen Zustand
ist die Landschaft, die
Heimat geschritten
– das Gegenteil von
Natur: Fred Thieler,
Komposition D – A/80*

Optik wieder justiert, die mit der Konzeption 2000 unscharf geworden war.

Auch zum „Selbstverständnis unseres föderalen Staates“ äußert sich die Konzeption 2016. Da es für die Geschichte und Kultur der Deutschen im östlichen Europa „keine Gebietskörperschaft innerhalb Deutschlands gibt“, bekennt sich die Bundesregierung zu dieser Aufgabe. Sie werde „als gesamtstaatliche Aufgabe von Bund, Ländern und Gemeinden wahrgenommen“. Zugleich wird der Beitrag des Bundes der Vertriebenen, der Landsmannschaften, der Organisationen der Heimatvertriebenen und ihrer Nachkommen sowie der Selbstorganisationen der deutschen Minderheiten im Ausland ausdrücklich anerkannt. Das alles fehlte in der Konzeption 2000.

Zwar sieht sich die Konzeption 2016 in der Nachfolge der Konzeption 2000, aber die eingangs aufgelisteten neun Aktualisierungspunkte sind neu und haben keinen Bezug zur alten Konzeption. Es wird auf die Leistungen der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg sowie auf die erfolgreiche Arbeit der

Landsmannschaften und Vertriebenenverbände und ihr Engagement, Brücken in ihre Heimatregionen zu bauen, verwiesen. Die wachsende Aufmerksamkeit der heutigen östlichen Nachbarstaaten für den Erhalt des kulturellen Erbes der Deutschen in ihren Ländern wird festgestellt, die Unterstützung der deutschen Minderheiten und die Integration von 4,5 Millionen Aussiedlern und Spätaussiedlern seit 1950 und der Beitrag zu einer gelingenden Integration hervorgehoben, den der Bund der Vertriebenen und seine Landesverbände leisten.

Das sind neue Töne, wie sie in der Konzeption 2000 nirgendwo zu finden waren. Kritisch ist lediglich zu vermerken, dass die in Jahrhunderten gewachsene deutsch-jüdische Symbiose in Osteuropa (z. B. in Galizien) eine größere Aufmerksamkeit verdient hätte als nur in einer Zeile unter „Projektförderung“.

Die Konzeption 2000 atmete den Geist eines ahistorisch-ideologischen Konstruktivismus, dem eine in langen Nachkriegsjahrzehnten gewachsene Erinnerungskultur wie ein „Prokrustesbett“ angepasst

wurde. Der § 96 BVFG wurde ausdrücklich in einer „Neubestimmung“ zurechtgestutzt, die Vertriebenen wurden als „einzelne Interessengruppen“ isoliert und das seit Jahrzehnten gesammelte Erfahrungswissen zahlloser Ehrenamtlicher wurde unter den Verdacht des „Selbstreferentiellen“ gestellt und einer staatlich bevormundeten „Professionalisierung“ unterworfen.

Die „Vielfalt der Institutionen in diesem Förderungsbereich nach § 96“ wurde „neu strukturiert“, indem neun Einrichtungen die institutionelle Förderung entzogen wurde, allen voran der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen und der Künstlergilde, und indem historisch gewachsene Provinzen wie Ost- und Westpreußen oder das Banat und Siebenbürgen unter einem artifiziellen Regionalansatz hinter geografischen Sammelbegriffen wie Nordost- oder Südosteuropa verschwanden.

Das Ganze war ein nicht mit den Interessen der Kulturträger des deutschen Ostens einhergehender, sondern gegen sie gerichteter untauglicher Versuch, Geschichte und Kultur durch einen technokratischen Staatsdirigismus zu ersetzen. Demgegenüber setzt die Konzeption 2016 wieder auf die „historisch gewachsene Vielfalt Europas“ und das „gemeinsame europäische Kulturerbe“, stellt also den historischen Kontext der Gesamtaufgabe wieder her.

„Es geht schließlich vor dem Hintergrund der spezifischen deutschen Verantwortung für die dunkelsten Seiten der jüngeren Geschichte auch um die Achtung für Millionen Menschen in Deutschland und in großen Teilen des östlichen Europas, die Opfer von Gewaltherrschaft und Vertreibung wurden, sowie für deren Nachkommen. Ihre Geschichte und ihr kulturelles Erbe gilt es nicht allein zu bewahren, sondern immer wieder aufs Neue in allen Facetten zu erschließen, zu vermitteln und zu erforschen, um den Respekt für die Perspektive des Anderen zu stärken und eine gemeinsame

Basis für die unterschiedlichen Geschichtsnarrative der Europäer aufzubauen.“

Mit dieser Aussage ist auch klar, dass – wie es in der Konzeption 2016 heißt – der Förderauftrag nach § 96 BVFG nicht mit dem Erlöschen der Erlebnisgeneration endet, sondern „eine in die Zukunft weisende Bedeutung entfaltet“. Dass die Konzeption darüber hinaus hervorhebt, dass Geschichte und Kultur unmittelbar etwas mit der Achtung und dem Respekt vor dem Lebensleiden und der Lebensleistung von Millionen von Menschen zu tun haben, ist ein Verdienst, das hohe Anerkennung verdient.

Unverständlich bleibt nach diesen klaren Positionen, warum die Konzeption 2016 an der derzeitigen Förderlandschaft, die sich in den vergangenen 15 Jahren herausgebildet hat, festhält. Das heißt im Klartext: Den im Jahr 2000 aus der institutionellen



Darum sind Bilder wie dieses begütigend, selbst wenn weder Natur noch Mensch auf Antrieb zu erkennen sind: Johnny Friedländer, Landschaft

Förderung entlassenen Einrichtungen bleibt eine Rückkehr in die institutionelle Förderung verwehrt. Ein Trostpflaster für diese Einrichtungen ist die Aussicht auf eine Mittelserhöhung im Bereich der Projektförderung, für die nicht weniger als 20 „besonders relevante“ Themen und Vorhaben aufgelistet werden, unter denen das deutsch-jüdische Erbe im östlichen Europa sowie Flucht, Vertreibung und Integration, die Heimatvertriebenen und ihre Nachkommen und die deutschen Minderheiten in den Nachbarländern hervorstechen.

Ein Schwerpunkt der Konzeption 2016 ist dem Thema „Deutsche Kultur im östlichen Europa“ gewidmet, dem Kerngebiet der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR. Das angestrebte Ziel einer verstärkten europäischen Integration meint nach der Konzeption ausdrücklich nicht die Herstellung einer europäischen „Einheitskultur“. Vielmehr soll die Vielfalt der Kulturen in Europa mit ihren historischen wie aktuellen Wechselbeziehungen Bezugspunkt sein, „damit die Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa als Teil einer gemeinsamen, multiethnisch, multi-konfessionell und multikulturell geprägten Beziehungsgeschichte“ verstanden werden kann. Hierher gehört natürlich das enge deutsch-jüdische Beziehungsgeflecht, das über lange Jahrhunderte im östlichen Europa Bestand hatte.

Mit diesen Gedanken nimmt die Konzeption 2016 eine strategische Linie wieder auf, die nach dem Zusammenbruch des Kommunismus 1989/90 und der Deutschen Einheit in den 1990er Jahren bereits erfolgreich entwickelt wurde, ehe sie durch die Konzeption 2000 abrupt unterbrochen wurde. Man muss zwar jetzt nicht wieder ganz von vorn anfangen, aber in den vergangenen 15 Jahren sind natürlich viele Angehörige der Erlebnisgeneration, zahlreiche Wissensträger mit unschätzbaren Erfahrungen und vor allem viele gewachsene internationale Verbindungen, um die man sich wieder

bemühen muss, den Weg alles Irdischen gegangen. Jede Generation muss zwar ihren eigenen Weg gehen, aber ein kontinuierlicher Wandel ist allemal fruchtbarer als abrupte Unterbrechungen, wie sie leider in der Politik immer wieder vorkommen.

Ein spezieller Ansatz der Konzeption 2016 ist innerhalb der Projektförderung der Plan, „im Rahmen von Gedenkjahren und -dekaden kurz- und mittelfristig gezielt kulturpolitische oder wissenschaftliche Akzente im In- und Ausland“ zu setzen. Hier wird die Anregung einer Kant-Dekade 2014–2024 (vgl. KK 1350, 25. November 2014) aufgenommen mit dem Ziel, den 300. Geburtstag Immanuel Kants zu nutzen, „die Beschäftigung mit dem Leben und Wirken des Philosophen in internationaler Kooperation zu vertiefen“. – Dieses Ziel wird sich mit Projektförderung allein nicht erreichen lassen. Derzeit zieht das Museum Stadt Königsberg aus Duisburg, das die weltweit größte Kant-Sammlung beherbergt, mit Unterstützung der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien in das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg um. Dort verschwindet die Sammlung im Depot, weil es derzeit noch keine Perspektive für einen notwendigen Erweiterungsbau gibt, der die Königsberger Sammlungen aufnehmen könnte. Da bleibt in den nächsten Jahren also noch viel zu tun, damit der 300. Geburtstag auf internationalem Niveau würdig begangen werden kann.

Insgesamt jedoch bietet die Konzeption 2016 ein vielseitiges, zahlreiche Perspektiven umfassendes und zukunftsorientiertes Bild, dem eine großzügige Finanzausstattung entsprechen sollte, die dem inhaltlichen Anspruch angemessen sein sollte. Gerade weil es keine Gebietskörperschaften für die geschilderten Aufgaben innerhalb Deutschlands gibt, sollte die Bundesregierung sich nicht nur zu dieser wichtigen Aufgabe bekennen, sondern auch die notwendigen Mittel dafür bereitstellen.

Klaus Weigelt (KK)

Kant kann Kalinin nicht hinterfragen

Dazu braucht er uns und wir ihn. Fragen zur Gedenkkultur an Reinhard Grätz, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

Die Zahl der noch lebenden Heimatvertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten ist im Lauf der vergangenen Jahrzehnte erheblich zurückgegangen. Die Integration ihrer Nachkommen in der Bundesrepublik Deutschland darf als abgeschlossen betrachtet werden. Ist dadurch die mit den östlichen und südöstlichen Herkunftsgebieten verbundene Erinnerungskultur fragwürdig geworden? Findet diese in der Zukunft nur noch institutionell statt?

Reinhard Grätz: Von 17 bis 18 Millionen deutschen Vertriebenen, Flüchtlingen, Aussiedlern und Spätaussiedlern leben wohl noch höchstens zwei Millionen Menschen aus den ehemaligen Ostgebieten und ca. drei Millionen Aussiedler und Spätaussiedler. Statistiken gibt es nicht. Doch der Abbruch der Erlebnisgeneration wird im nächsten Jahrzehnt schnell erfol-

gen. Die Integration der Vertriebenen und ihrer Nachkommen ist tatsächlich längst abgeschlossen, vielfach gehörten schon Vertriebene zu den gesellschaftlichen Eliten der Bundesrepublik. Integration konnte aber den einseitigen Heimat-, Kultur- und Vermögensverlust der Vertriebenen nicht voll ausgleichen. Die Spätaussiedler sind auf gutem Integrationsweg, trotz mancher abfälliger Haltungen, die sie anfangs ertragen mussten.

In den meisten Familien reicht Erinnerung höchstens bis zu den Urgroßeltern. Zurückliegende interessante Abstammungsgeschichten, die an Namen usw. festzumachen sind, gelten als nette Zutat. So wird der fränkische Milliardär Schaeffler sich mit dem sehr schlesischen Umfeld seines Großvaters, ja seines Vaters, kaum beschäftigen. In Herkunftslandschaften außerhalb

Vor nüchternem bergischen Schiefer die etwas linkische Miniatur des Danziger Krantors und die emblematisch aufgeladenen „Klingelzeichen“ der östlichen Heimatgebiete: die Fassade des Gerhart-Hauptmann-Hauses, gelassen sentimental

Bild: Dieter Göllner



des Reiches und des Alten Reiches vor 1806 (Ausnahme Rumänien/Ungarn) wird man immer weniger Anknüpfungspunkte sehen. Man sieht dies z. B. schon heute an der früheren Wolgarepublik mit ihren rudimentären Resten der deutschen Vergangenheit. Weil das private und persönliche Erinnern auch an kulturelle Traditionen und Schätze unausweichlich zurückgeht, muss die institutionelle Arbeit gestärkt werden, staatlich oder gemeinnützig. Gerade deshalb ist ja das Herumlavieren um die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung als letztem großen Schlussstein der institutionellen deutschen Erinnerungskultur so bedauerlich und sogar beschämend.

Je mehr die persönliche Erinnerung verblasst, umso stärker muss dann die ja schon vorhandene institutionelle Erinnerung greifen, die die Leistungen der ehemals deutschen Kulturlandschaften aufbewahren, pflegen und für Deutschland und Europa nutzbar machen sollte. Im Augenblick tritt aber ein zusätzliches Element hinzu: Für die neuen Bewohner in den ehemaligen deutschen Ostgebieten war lange Zeit das Jahr 1945 das „Jahr Null“. Sie erkennen seit einiger Zeit zunehmend, dass sich dies nicht durchhalten lässt. Wie werden sie die 700 bis 800 Jahre vor 1945 einordnen? Am besten könnten sie dies im intensiven Austausch mit den fachlich zuständigen deutschen Institutionen, soweit man nicht ohnehin über die Archive verfügt. Die deutschen Einrichtungen müssten sich endlich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen, die sich als arbeitsteiliger Partner in Osteuropa anbietet.

Es wird immer wieder beanstandet, dass die Vertreibung in den Unterrichtsplänen unserer Schulen und in den Lehrbüchern kaum vorkommt. Bewegt sich die Erinnerungskultur am Bildungsauftrag der Schulen vorbei?

Erinnerungskultur fand in den 1950er und 1960er Jahren in den Schulen oft überhaupt

nicht statt, zumal es auch wenig Richtlinien, bewertende Literatur und öffentliche Diskussionen gab. Seitdem hat sich gerade in Nordrhein-Westfalen sehr viel getan, eigentlich begonnen hat es mit den blauen Handreichungen zum Politikunterricht in den 1970er Jahren. Die heutige Erinnerungskultur konzentriert sich auf das „Dritte Reich“, seine Verbrechen und einige Folgen. Dies wird durch zahlreiche auch vom Land nachhaltig geförderte Gedenkorte unterstützt, die von Schulen rege besucht werden. Natürlich hängt die Intensität der Vermittlung auch vom einzelnen Lehrer ab. Viele sind sehr bemüht. Auch die Richtlinien, zuletzt die von NRW angestoßene Empfehlung „Erinnern für die Zukunft“ der Kultusministerkonferenz (KMK) vom 11. Dezember 2014, haben die Verbrechen im Nazireich zum Schwerpunkt.

Im Kernlehrplan Geschichte für die Sekundarstufe II in NRW kommt das Stichwort Vertreibung allerdings nicht vor, wobei man bedenken muss, dass Geschichte heute nach ganz anderen Prinzipien unterrichtet wird als früher. Das Sonderheft „Erinnern für die Zukunft“, das aus Anlass der Verabschiedung der KMK-Empfehlung vom Schulministerium herausgegeben wurde und das den Bogen vom Ersten Weltkrieg bis zum Untergang der kommunistischen Systeme spannt, ist insgesamt höchst verdienstvoll. Vertreibungen werden allerdings nur am Rande genannt. Die Vertreibung von Millionen Deutschen, ihre Durchführung und ihre Folgen werden nicht erwähnt. Trotz dieses groben Mangels handelt es sich insgesamt um ein hervorragendes Heft zum unbestritten zentralen Thema der deutschen Erinnerungskultur.

Die Erinnerungskultur in Deutschland hat seit der „Schlussstrich“-Mentalität der 1950er Jahre eine bemerkenswerte Entwicklung hinter sich, so dass wir etwas verschämt feststellen können, dass keine andere Nation eine so eingehende und nachhaltige Aufarbeitung ihrer jüngeren

Geschichte geleistet hat. Wichtig war während der verschiedenen Stufen der Aufarbeitung, dass in den 1980er Jahren der Historikerstreit zu dem Schluss führte, dass der Holocaust in der Geschichte einzigartig ist. Er entzieht sich im Grunde jeder Reihung, die die Schwere von Verbrechen auflistet. Nach der Wende war die Frage zu klären, wie das Unrecht der SED-Diktatur zu bewerten ist. Dies wird heute m. E. zutreffend mit der sogenannten Faulenbachschen Formel eingeordnet: „NS-Verbrechen nicht relativieren, kommunistisches Unrecht nicht bagatellisieren“. Bleiben die im europäischen Maßstab noch nicht hinreichend eingeordneten Verbrechen der Sowjetführung und der Nazis an Bürgern der Sowjetunion und die Vertreibung der Deutschen in Ostmitteleuropa. Zu Ersteren will ich mich jetzt nicht äußern, da sie über die Fragestellung hinausgehen. Die Vertreibung und die Art ihrer Durchführung war aber m. E. zweifellos ein größeres Verbrechen als die Unrechtstaten in der DDR, zumal diese sich in der härtesten Zeit sehr stark gegen die eigenen Parteigänger richteten. Auch hier ist abgewandelt die Faulenbachsche Formel aus der Enquete-Kommission des Bundestages anzuwenden. Bleibt die Erkenntnis: Die Großverbrechen der massenhaften Vernichtung sowjetischer Menschen und die Vertreibung der Deutschen



Hier sind Erklärung und Hinterfragung gefordert: Reinhard Grätz

Bild: Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf

müssen europäisch noch einmal gründlich beleuchtet und bewertet werden.

Als langjähriger Vorsitzender des WDR-Rundfunkrates haben Sie auch die Sendung „Alte und neue Heimat“ begleitet, die viele Jahre hindurch jeden Sonntagvormittag zahlreiche Hörer, nicht allein in Vertriebenenkreisen, angesprochen hat. „Alte und neue Heimat“ zählte zu den WDR-Sendungen mit den meisten Hörerbriefen. Sie wurde durch das „Osteuropa-Magazin“ abgelöst, das zur gleichen Sendezeit ausgestrahlt wird, aber nur gelegentlich und eher am Rande ostdeutsche Themen aufgreift. Es sind nicht nur die Vertriebenenverbände, die das beanstanden oder zumindest bedauern.

Man muss den Redakteuren, die „Alte und neue Heimat“ über Jahrzehnte betreut haben, auch aus heutiger Sicht noch einmal danken. Sie haben der Erlebnisgeneration nicht nur Informationen gegeben, sondern auch Vertrautheit. Und sie haben bei den Einheimischen Interesse und Verständnis geweckt. Auch dem Sender ist zu danken, dass er, im Unterschied zu anderen, die Sendung so lange gepflegt hat. Die Umbenennung in „Osteuropa-Magazin“ kam zu früh, ist aber beim Verschwinden der Erlebnisgeneration im Grundsatz vertretbar. Gerade die Entdeckung Osteuropas ist für den Westen unseres Kontinents faszinierend und wichtig. Im Westen sind viele schlecht informiert. Es bleibt eine unverzichtbare Aufgabe, über die kulturelle Hinterlassenschaft der historischen deutschen Gebiete im Osten zu reflektieren und gleichzeitig über die Lebensweise der neuen Bewohner zu informieren. Ich habe dem Intendanten meine kritische Sicht über die neuere Entwicklung mitgeteilt.

Noch ein Aspekt zu dieser Thematik: Über die Herkunft und die Anliegen und Lebensweisen der türkischen Migranten wird in den Medien breit berichtet. Über die z. T. später gekommenen Spätaus-

siedler, die von der Zahl her ähnlich stark sind wie die türkische Gemeinde, wird fast gar nichts berichtet. Das ist verwunderlich. Die Notwendigkeit der „Ost-Reflexion“ gilt für die Medien und den Geschichtsunterricht gleichermaßen, was an einem Beispiel gezeigt werden soll: Das heutige Deutschland ist politisch, geistig, mental – im Guten wie im Schlechten – nicht ohne Preußen zu erklären. Das Gebiet des frühen Preußen liegt nicht nur dort, wo Immanuel Kant wirkte, sondern auch dort, wo heute die Stadt Kaliningrad liegt, die nach einem kommunistischen Funktionär benannt ist, dem alles andere als geschichtlicher Rang zukommt. Hier sind Erklärung und Hinterfragung gefordert.

Das Gerhart-Hauptmann-Haus in der Düsseldorfer Bismarckstraße bietet ein reichhaltiges Programm an, das über den Vertriebenenbereich hinaus interessiert. Es sind vor allem die themenbezogenen Ausstellungen und Vorträge, die ihr Stammpublikum gefunden haben. Weniger intensiv sind die Kontakte zu den Deutschen in Oberschlesien, Ungarn und Rumänien, die im Arbeitsplan der Stiftung nur am Rande vorkommen und empfindlich hinter den Erwartungen der deutschen Minderheiten im Osten und Südosten bleiben.

Das Gerhart-Hauptmann-Haus hat sich im „Zukunftspapier“ als Bildungs- und Kultureinrichtung definiert. Es hatte als Kultur- und Begegnungsstätte begonnen. Insoweit sollte auch die Satzung gelegentlich modernisiert werden. Es wäre wünschenswert, wenn „Begegnungsstätte“ mit Blick auf die verbliebenen Deutschen und auf die zugezogenen Bewohner in den historischen Ostgebieten neu definiert würde. Enge Kontakte zu beiden Gruppen wären nicht nur unter kulturellen und politischen Gesichtspunkten, sondern auch unter europäischen Aspekten wichtig. Aufgrund des „West“-Standortes des GHH ist dies

immer mit hohen Reisekosten verbunden. Die vorhandene kleine Haushaltsposition für diese Zwecke lässt große Aktivitäten nicht zu, zumal das Geld nicht von der seit Jahren stagnierenden Position „Projekte“ genommen werden kann. Unabhängig von dieser misslichen Tatsache ist natürlich der Bund bei Auslandskontakten der erste Ansprechpartner. Auf jeden Fall: Wir müssen am Ball bleiben! Am besten mit und in der Zusammenarbeit der vorher genannten ostbezogenen Institutionen.

In den letzten Jahren hat das Haus, sieht man von der vierteljährlich erscheinenden Programmzeitschrift „West-Ost-Journal“ ab, kaum etwas publiziert, das aus der vielfältigen Tätigkeit der Stiftung berichtet oder die aktuelle Situation der ostdeutschen Kultur ins Visier genommen hätte. Kann das Internet, in dem das Haus entsprechend vertreten ist, das Buch ersetzen?

Natürlich kann das Internet nicht das Buch ersetzen. Doch halt: Dies ist die Meinung eines älteren Menschen, der „mit Haut und Haaren“ dem Buch verbunden ist und dem das Internet manchmal noch etwas fremd erscheint. Das Internet wird aber weiter gewinnen, doch das Buch wird insbesondere als „Kulturausweis“ bleiben. Neben der respektablen Entwicklung des „Journals“ und den wiederaufgenommenen Jahresberichten wäre es wünschenswert, dass alle ein bis zwei Jahre ein Tagungsband erscheint. Auch verdienen einzelne Vorträge, dass man sie später in gedruckter Form in die Hand nehmen kann. Hier gilt in abgewandelter Weise: Wer schreibt, der bleibt. Die aktuelle Beachtung des GHH wird steigen, wenn es im Internet bekannter ist. Das Buch als Kulturträger bleibt jedoch im Hinblick auf Qualität und Beständigkeit bestehen. Die Anregung steht mit Recht im Raum.

Die Fragen stellte Franz Heinz.

(„West-Ost-Journal“ – KK)

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und nicht nur sie

Die Praxis ist es zudem nicht allein im übertragenen Sinn, wie eine Völkerrechtstagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen zeigt

Gemeinsam mit der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht führte die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Berlin eine staats- und völkerrechtliche Fachtagung durch. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Gilbert Gornig und Professor Dr. Hans-Detlef Horn wurden die Themen Migration, Asyl, Flüchtlinge und Fremdenrecht einer genauen Betrachtung unterzogen. „Deutschland und seine Nachbarn vor neuen Herausforderungen“ war die Veranstaltung programmatisch untertitelt.

In seiner ausführlichen Begrüßung sämtlicher Referenten und Ehrengäste lobte der Vorsitzende der Kulturstiftung Hans-Günther Parplies auch die seit vielen Jahren bestehende Zusammenarbeit mit der Studiengruppe, aus der immer wieder wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse hervorgegangen seien. Besonders im akademischen Bereich liege die beabsichtigte Wirkung solcher Symposien.

Das fachliche Programm begann mit einem lebendigen Vortrag von Gilbert Gornig zum Thema „Asylrecht und Refoulement-Verbot im Völkerrecht in Geschichte und Gegenwart“. Dabei gestaltete Gornig seine Ausführungen als völkerrechtliche Betrachtung der aktuellen Asyl- und Flüchtlingssituation, ließ aber immer wieder historische Fakten bzw. Vergleiche mit den gesetzlichen Bedingungen in Deutschland einfließen. So machte er etwa deutlich, dass im Völkerrecht die staatliche Souveränität vor dem Asylrecht gelte. Das bedeute, dass jeder Staat allein darüber entscheide, wie viele und welche Menschen er auf seinem Hoheitsgebiet aufnehme. Demgegenüber

„Der Rechtsstaat gilt nur, wenn die Politik die Gesetze anerkennt. Wir sind auch als Rechtsstaat für diese vielen Flüchtlinge erstrebenswert. Dies sollten wir nicht aufs Spiel setzen.“

bestehe in Deutschland ein grundgesetzlich geregelter, individueller Anspruch auf Prüfung eines Asylgrundes.

Eine Einschränkung der staatlichen Souveränität bedeute das „Non-Refoulement-Prinzip“, nach dem niemand in ein Land zurückgeschickt werden dürfe, in dem ihm fundamentale Menschenrechtsverletzungen drohen würden, so Gornig weiter. Nach

juristischer Mehrheitsmeinung zählten dazu jedoch Einschränkungen der Meinungs- oder Pressefreiheit nicht. Kein Auszuweisender habe das Recht, das Zielland seiner Ausweisung selbst auszuwählen. Zur derzeitigen Flüchtlingslage erklärte Gornig in seinem Fazit: „Der Rechtsstaat gilt nur, wenn auch die Politik die Gültigkeit der Gesetze anerkennt. Wir sind auch als Rechtsstaat für diese vielen Menschen erstrebenswert. Dies sollten wir nicht aufs Spiel set-

zen.“

„Die de facto und de jure Staatenlosigkeit. Ein schweres Schicksal für die Betroffenen“ lautete der Titel des Vortrags von Dr. Adriana A. Michel (ebenfalls Philipps-Universität Marburg). Da Dr. Michel examensbedingt abwesend war, verlas Gornig den Vortrags-text und versah ihn mit eigenen Ergänzungen. Ein wichtiger Aspekt war zunächst die Unterscheidung zwischen „Jus sanguinis“ – dem Abstammungsprinzip – und „Jus soli“ – dem Geburtsortsprinzip – für den Erwerb einer Staatsangehörigkeit. Während das auch in Deutschland geltende Abstammungsprinzip in der Regel keine Staatenlosen „erzeuge“, könne dies beim Geburtsortsprinzip theoretisch durchaus geschehen. Dies führe zur nächsten Un-



Die Wahrheit liegt auf dem Tisch, aber wie halten wir's mit der Wirklichkeit? V. I. Professor Dr. Dr. h. c. mult. Gilbert H. Gornig, Professor Dr. Peter Hilpold, Jurgita Baur, Professor Dr. Hans-Detlef Horn

Bild: der Autor

terscheidung zwischen Staatenlosigkeit „de facto“ und „de jure“. Während auch die Auflösung eines Staates „de jure“ Staatenlose „erzeugen“ würde, seien Personen, die formal einem Staat angehören, jedoch z. B. bei einer Flucht keine entsprechenden Dokumente vorlegen können, „de facto“ Staatenlose. Insgesamt bemühe sich die Völkergemeinschaft durch Vereinbarungen wie das Staatenlosen-Übereinkommen, Staatenlosigkeit zu minimieren, jedoch gebe es immer wieder Brennpunkte.

Im weiteren Verlauf der Tagung sollte Professor Dr. Peter Hilpold von der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck zum „Schutz des Fremden nach nationalem und internationalem Recht“ vortragen, zog es aufgrund thematischer Überschneidungen mit anderen Referaten jedoch vor, einen genaueren Blick auf die Genfer Flüchtlingskonvention zu werfen. Dabei war sicherlich die interessanteste Frage, ob die schon 1951 verabschiedete Konvention heute noch zeitgemäß sei. Dies in Abrede zu stellen sei durchaus möglich, erklärte Hilpold. So sei die Genfer Flüchtlingskonvention ein typisches Produkt ihrer Zeit und der damals geltenden Machtverhältnisse. Aufgrund der Wiener Menschenrechtskonferenz von

1993 könnten sich Staaten heute in die Angelegenheiten anderer Staaten einmischen, wenn dort Menschenrechtsverletzungen aufträten. Damit gebe es anders als damals eine konkrete Handhabe, die Situation vor Ort zu verändern. In diesem Zusammenhang müsse auch kritisiert werden, dass die Konvention den Schutz von Binnenflüchtlingen nicht beinhalte. Außerdem sehe sie keinen „Verteilungsschlüssel“ für auftretende Flüchtlingsströme vor. Dennoch dürften die beispielhaft vorgebrachten Kritikpunkte nicht den Sinn der gesamten Konvention in Frage stellen, mahnte Hilpold. Sie sollten vielmehr als konstruktive Verbesserungsansätze gesehen werden. Im Angesicht der aktuellen Weltsituation sei zu bezweifeln, dass eine heute ausgehandelte Konvention die Standards von 1953 erreichen würde. Ein Schutzmechanismus, so Peter Hilpold abschließend, sei aber bitter nötig.

Jurgita Baur von der Philipps-Universität Marburg stellte sich unter der Themensetzung „Europäisches Flüchtlingsrecht. Bemühungen im Rahmen der europäischen Verträge, die Flüchtlingsproblematik zu bewältigen“ u. a. der Aufgabe, Ordnung in das mediale Chaos des rechtlichen und politischen Grundvokabulars zu bringen.

Dabei bemängelte sie insbesondere, dass der Begriff „Flüchtling“ derzeit öffentlich pauschal für die verschiedensten Arten von Migranten benutzt werde. Da der Vertrag von Lissabon keine eigene Flüchtlingsdefinition beinhalte, gelte die Genfer Flüchtlingskonvention. Diese aber schließe vor Naturkatastrophen oder schlechten Lebensbedingungen Fliehende aus dem Begriff aus. Sogar Kriegsflüchtlinge seien nur bedingt Flüchtlinge nach der Genfer Konvention. Baur forderte, Europa müsse seine Aufnahmegrenzen erkennen und definieren sowie die Aufnahme selbst aktiv gestalten, statt nur zu reagieren. Nicht-Asylberechtigte müssten schneller ausgewiesen werden. Die Aufgenommenen wiederum müssten stärker für die rechtlichen Bedingungen in Deutschland sensibilisiert werden. Außerdem sei eine allseitige Intensivierung der Integrationsanstrengungen nötig. Darüber hinaus aber gelte es, in europaweiter Solidarität die Fluchtursachen in den Herkunftsländern zu bekämpfen, so Jurgita Baur.

Einen wieder anderen Blickwinkel brachte Katharina Senge, die in der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) in Berlin als Koordinatorin für Zuwanderung und Integration tätig ist, ein. Unter dem Titel „Modelle und Perspektiven europäischer Flüchtlingspolitik“ zeichnete sie zunächst das Bild der aktuellen Flüchtlingslage auf europäischer Ebene nach und stellte die Bewältigungsmaßnahmen verschiedener Länder dar. Dabei betonte sie, dass die KAS in der glücklichen Lage sei, wegen ihres dichten Netzes an Auslandsbüros eigene belastbare Daten zu erheben. Die in der Lagebeschreibung erneut deutlich gewordene Diskrepanz zwischen schriftlichen Vertragswerken bzw. Gesetzen und der politischen Lebenswirklichkeit nahm Senge als Handlungsmotivation auf, über ein solidarischeres Verteilungssystem von Flüchtlingen nachzudenken.

Der Beitrag des Marburger Sozialrechtlers

Professor Dr. Norbert Bernsdorff, Richter am Bundessozialgericht, zu „Grundfreiheiten und Gefahr des Missbrauchs von Sozialleistungen“ betrachtete nicht den Zuzug von Menschen über die Außengrenzen, sondern allein über die Binnengrenzen der Europäischen Union. Die Teilhabe dieser Menschen an den Sozialleistungen des Aufnahmestaates werde, so Norbert Bernsdorff, oft unter dem Stichwort des „Sozialtourismus“ abgewertet, als Belastung der nationalen Sozialsicherungssysteme im Hinblick auf Kindergeld, Renten oder Arbeitslosengeld empfunden. Gleichwohl sei umstritten, ob bzw. wann hierbei ein Missbrauch vorliegt. Die Ausnutzung von legalen Gestaltungsmöglichkeiten beim Zuzug in die Sozialleistungssysteme sei jedenfalls noch kein Missbrauch, allenfalls sei er politisch unerwünscht. Eine unangemessene Belastung der Systeme vermochte Bernsdorff bislang nicht festzustellen, doch fordere auch der EuGH, „Sozialtourismus“ keinen Vorschub zu leisten.

Scharfe Kritik übte Friedemann Larsen, Doktorand an der Marburger Universität, an der Praxis des sogenannten Kirchenasyls, also daran, dass Kirchengemeinden Asylsuchende dem Zugriff der staatlichen Stellen entziehen, indem sie ihnen in ihren Räumlichkeiten Aufenthalt gewähren. Mit der Berufung auf das bereits in Antike und Mittelalter praktizierte, staatlich geduldete Kirchenasyl überschreiten gemäß Larsen die Kirchen ihr Selbstbestimmungsrecht, setzen ihre eigenen Wertungen und Anschauungen an die Stelle demokratisch gewählter Instanzen, begeben sich gar in die Sphäre illegalen Verhaltens. Das Engagement sei ehrenhaft, doch könne innere Betroffenheit nicht der Gradmesser einer höheren Gerechtigkeit sein. Larsen plädierte deshalb für ein Miteinander von Staat und Kirche.

Larsens Ausführungen blieben nicht unwidersprochen von Seiten solcher Tagungsteilnehmer, die angesichts der eigenen

Erfahrungen mit übereilt beschiedenen Asylanträgen den überforderten staatlichen Behörden skeptisch gegenüberstehen und das Kirchenasyl daher als notwendiges Regulativ befürworten.

Aus Ungarn berichtete Professor Dr. Elisabeth Sándor-Szalay, Universität Fünfkirchen/Pécs, Ombudsfrau für nationale Minderheiten. Sie zeichnete den Umgang mit Migration in Ungarn seit 1989 nach, die Übernahme der entsprechenden europäischen Regelungen, die zunächst großzügig erfolgte, später durch immer restriktivere Flüchtlingsgesetze eingeengt wurde, bis hin zu entsprechenden Änderungen des Strafprozessrechts in diesem Jahr und der Errichtung des Grenzzauns zu Serbien und Kroatien. Anhand von Schautafeln führte sie die Entwicklung der Migration in Europa vor Augen, von der Ungarn mit seinen ca. 10 Millionen Einwohnern als kleines Land in weit stärkerem Maße betroffen erscheint als Deutschland.

Professor Dr. Theodora Antoniou von der

Universität Athen beleuchtete parallel hierzu die nicht weniger bedrängende Frage der Migration nach Griechenland. Auch sie beschrieb die Entwicklung seit den 1990-er Jahren, in denen aus dem Balkan eine massiver Zustrom von Menschen erfolgte, für die sukzessive eine europakompatible Gesetzgebung geschaffen werden musste. Heute leben über 2 Millionen Ausländer unter den 10 Millionen Griechen. Die von den täglich Tausenden Zuflucht Suchenden verursachten Probleme sind überall im Lande, nicht zuletzt in Athen, augenfällig. Die heutige Situation bezeichnete sie als einen Prüfstein für die Europäische Union.

Tagungsleiter Professor Gornig resümierte im Hinblick auf die aktuelle Situation, um die gewaltige Jahrhundertaufgabe zu meistern, bedarf es der Solidarität unter den Staaten Europas, auch der Solidarität Deutschlands mit den Staaten wie Griechenland und Italien, die an erster Stelle mit den Problemen konfrontiert sind.

Ernst Gierlich (KK)

Dorthin, wo er stand, weil er nicht anders konnte

Studienreise auf den Spuren von Martin Luther

Die Bedeutung Martin Luthers lässt sich kaum überschätzen, denn keine andere Persönlichkeit der deutschen Geistesgeschichte hat auf so vielfältige und folgenreiche Weise gewirkt wie der Reformator aus Wittenberg. Als er am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen veröffentlichte, ahnte er nicht, dass er damit einen Umwälzungsprozess einleitete, der Kirche und Kultur, Staat und Gesellschaft in weiten Teilen Deutschlands und in ganz Europa verändern würde.

Auch in Ostpreußen spielte Martin Luthers neue Lehre eine überaus große Rolle. Markgraf Albrecht von Brandenburg, letzter Hochmeister des Deutschen Ordens,

löste unter Einfluss von Luther den alten Deutschordensstaat auf, führte die Reformation ein und gründete das Herzogtum Preußen, das erste protestantische Land der Welt.

Die Studienreise „Auf den Spuren von Martin Luther“ soll an das Phänomen Luther heranführen, indem die wichtigen Stationen seines Lebens aufgesucht werden: vom Geburtsort Eisleben im Mansfelder Land über die Schulzeit in Eisenach bis zum Eintritt ins Erfurter Augustinerkloster, vom Wittenberger Thesenanschlag bis zur „Schutzhaff“ auf der Wartburg, wo er das Neue Testament ins Deutsche übersetzte.



Papierene Kleinodien der Staatsbibliothek zu Berlin: die h-Moll-Messe Johann Sebastian Bachs, die 95 Thesen und die hebräische Handbibel Martin Luthers, Weltdokumentenerbe der UNESCO

Bild: Staatsbibliothek

Dr. Martin Treu, der wissenschaftliche Begleiter der Reise, ist Theologe und

Historiker aus Wittenberg, der lange Jahre am Wittenberger Lutherhaus Ausstellungen zu Luther, der Reformation und ihren Nachwirkungen verantwortete. Er ist ehrenamtlicher Geschäftsführer der Luther-Gesellschaft. Sein besonderes Interesse gilt der Auswirkung der Reformation in den verschiedenen Teilen Europas. Diesmal wird er insbesondere die Einführung der Reformation in Ostpreußen und die Beziehung zwischen Martin Luther und Herzog Albrecht thematisieren. Im März erscheint im Ellert & Richter Verlag sein neuestes Buch „Am Anfang war das Wort. Martin Luther und die Reformation in Europa“.

Weitere Informationen und Anmeldung bei Agata Kern, Kulturreferentin für Ostpreußen am ostpreußischen Landesmuseum, Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg, Telefon 0 41 31-7 59 95 15, a.kern@ol-ig.

(KK)

Lehrer lernen Europa

Begegnung der Akademie Mitteleuropa

Bei den Mitteleuropäischen Begegnungen der Akademie Mitteleuropa e. V. sollen die Teilnehmenden mit Persönlichkeiten aus der deutschen Wissenschaft, Politik, Verwaltung, Militär und Zivilgesellschaft zusammenkommen und einschlägige Organisationen (Hochschulen, Gedenkstätten, Wirtschaftskammern, Museen etc.) kennenlernen. Hierzu sind Vorträge, Diskussionen und Filme sowie eine thematische Exkursion vorgesehen. Das Spektrum der Themen und die Referenten variieren. Es wird versucht, aktuelle politische Fragen, die Deutschland und die ostmitteleuropäischen Nachbarn gleichermaßen betreffen, die aber unterschiedlich gewichtet werden, etwa die gegenwärtige europäische Flüchtlingskrise und die daraus resultierenden Spannungen und Auseinandersetzungen

in der Europäischen Union, aufzugreifen. Ziel der Veranstaltung ist es, die gutnachbarschaftlichen Kontakte zwischen Deutschland und den östlichen Nachbarländern durch das Kennenlernen der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Deutschlands und seiner östlichen Nachbarländer für Angehörige der heutigen Generation zu verbessern. Dabei sollen Perspektiven und Möglichkeiten für eine gemeinsame europäische Zukunft und Zusammenarbeit erörtert werden. Bei der Veranstaltung handelt es sich um ein Pilotprojekt, in welchem die Teilnehmenden die Akademie Mitteleuropa und deren historisch-verständigungspolitische Bildungsarbeit, insbesondere das Format der Mitteleuropäischen Begegnungen, erleben können, um ihrerseits mit Studenten ähnli-

che Programme durchzuführen. Es können (deutschsprachige) Lehrende und Multiplikatoren aus den östlichen Nachbarländern, insbesondere aus Polen, Tschechien, der Slowakei, Ungarn, Rumänien und Deutschland an dieser Veranstaltung teilnehmen. Die Kosten betragen 50 Euro inklusive Unterkunft, Verpflegung und Programmkosten. Für ostmitteleuropäische Teilnehmende können Reisekostenzuschüsse gewährt werden. Die genauen Konditionen sind

beim Veranstalter zu erfahren. Das vollständige Tagungsprogramm sowie ein Anmeldeformular kann ebenfalls angefordert werden. Anfragen und Anmeldungen sind bis spätestens zum 1. Mai 2016 zu richten an die Akademie Mitteleuropa, Gustav Binder, Kennwort: Mitteleuropäische Begegnung, Alte Euerdorfer Strasse 1, 97688 Bad Kissingen, Telefon: 0971-714 714, Fax: 0971-714 747, studienleiter@heilighof.de
(KK)

Grundsätzlich – aber wie?

Zur Rettung der Görlitzer Stadthalle

Im Gespräch mit dem in Görlitz erscheinenden Monatsmagazin „Schlesien heute“ hat der Görlitzer Oberbürgermeister Siegfried Deinege erklärt, dass die Stadthalle grundsätzlich gerettet werde. Derzeit würden notwendige Sanierungsarbeiten in einem Umfang von 2,5 Millionen Euro durchgeführt. Mit weiteren Mitteln soll der Kleine Saal so instandgesetzt werden, dass eine Nutzung möglich wird. Insofern könne von einer „grundsätzlichen Rettung“ ausgegangen werden.

Bisherige Planungen gingen davon aus, dass eine Grundsanierung der Stadthalle mit Herstellung der vollen Funktionstüchtigkeit, abhängig von der beabsichtigten Nutzung, 30 bis 40 Millionen Euro kosten

werde. Görlitz alleine werde diesen Betrag bis zum Jahr 2021 zum 750-jährigen Jubiläum der Stadt definitiv nicht aufbringen können. Auch die zur Kofinanzierung eventueller Fördermittel notwendigen Eigenmittel würden angesichts anderer in den nächsten Jahren zu bewältigender Herausforderungen durch die Stadt Görlitz nicht aufzubringen sein.

Derzeit sehe die polnische Rathauspitze im polnischen Teil der Europastadt keine Möglichkeit, sich an der Sanierung und Betreuung der Halle zu beteiligen. Es gebe derzeit auch kein Förderprogramm, das eine solche Kooperation innerhalb der Europastadt Görlitz/Zgorzelec ermögliche.
(KK)



Scheinbar strahlt sie klassizistische Gediegenheit aus – und wirft doch nur ein Schlaglicht auf die Mühen des Denkmalschutzes und die Schwierigkeiten einer möglichen deutsch-polnischen Interaktion in dessen Sinn

Bild: Schlesien heute

Wer zählt die Mährer, nennt die Namen?

Lukás Motycka – Barbora Veselá (Hg.): Anthologie der deutschmährischen Literatur. Antologie nemecké moravské literatury. (= Poetica Moraviae 7). Univerzita Palackého v Olomouci 2014. 2 Bände. 590 bzw. 526 Seiten. Bestellungen über Universitätsverlag Olmütz: prodejna.vup@upol.cz

Natürlich kennen alle Sudetendeutschen eine große Autorin wie Marie von Ebner-Eschenbach und die Schönhengster ihren Fridolin Aichner. Manche mährische Heimatkreise sind stolz auf ihre Schriftsteller wie die Olmützer auf Franz Spunda oder die Südmährer auf Herbert Wessely. Aber im Vergleich zum Bekanntheitsgrad der Prager deutschen Literatur führen die deutschsprachigen Autoren Mährens und Sudetenschlesiens ein Schattendasein.

Und doch gibt es unzählige Beispiele von „Liebeserklärungen in Mähren geborener, auf Deutsch schreibender Autoren an Mähren, an die Hanna, an Olmütz“. So schreibt Ingeborg Fiala-Fürst, Professorin für Germanistik und Leiterin der bereits in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufenen Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur an der Palacky-Universität in Olmütz. Die Arbeitsstelle ist am Lehrstuhl für Germanistik angesiedelt und leistet neben ihren wissenschaftlichen Aufgaben auch wichtige Öffentlichkeitsarbeit für die Kultur Mährens.

Man ging bei der Gründung der Forschungsstelle von etwa zweihundert Autoren aus, doch wuchs die Zahl durch Forschungen in Bibliotheken und Archiven auf heute fast zweitausend Namen. Viele von ihnen sind als Österreicher bekannt, ohne dass ihre Herkunft aus Mähren besonders erwähnt wird. Deshalb sichtet die Arbeitsstelle Quellen, sammelt Informationen und versucht dadurch eine tatsächliche Bestandsaufnahme der Bandbreite deutschmährischer Literatur. Ein Lexikon deutschmährischer Autoren in zwei

Bänden als auffüllbare Sammelordner, eine Reihe „Beiträge zur deutschmährischen Literatur“ mit bereits über 20 Bänden, eine Reihe „Poetica Moraviae“ mit tschechischen Übersetzungen und eine Fülle von deutsch geschriebenen Diplom- und Magisterarbeiten sowie Dissertationen zeugen bereits heute vom Erfolg des bewundernswerten und bei uns in Deutschland und Österreich bisher viel zu wenig bekannten Projektes.

Schon das zweisprachige Werk „Literarische Wanderungen durch das deutsche Olmütz“, das Lukás Motycka und Veronika Opletalová herausgegeben haben, zeigte auf, wie groß die Zahl deutschsprachiger Literaten im alten Olmütz, der ehemaligen Hauptstadt Mährens (und dem immer noch geistlich-geistigen Zentrum des alten Kronlandes) war. Dieses Buch bot dem deutschen und tschechischen Leser literarische Streifzüge durch Zeit- und Kulturräume, verliert durch Angaben über literarische Persönlichkeiten und eingebettet in die vielen künstlerischen und architektonischen Kostbarkeiten der Stadt, die nach Prag den größten Reichtum an architektonischer und kultureller Substanz in der heutigen Tschechischen Republik hat.

Nun haben Lukás Motycka und Barbora Veselá eine Anthologie der deutsch-mährischen Literatur herausgegeben, und zwar in zwei Bänden in deutscher und tschechischer Sprache. Die Herausgeber skizzieren in ihrer Einleitung die Schwierigkeiten jeder neuen Anthologie und leugnen nicht, dass persönliches Engagement die Subjektivität ihrer Auswahl bedingt. Sie wehren sich dagegen, dass gegenüber der im deutschen Sprachraum bekannten Prager Literatur „die gesamte literarische Tradition aus der sog. Sudetendeutschen Provinz als rabiat nationalistisch bzw. nationalsozialistisch, politisch regressiv, chauvinistisch und konservativ abgestempelt“ wird.

Ihre Auswahl ist kein Lobgesang auf die Schönheiten Mährens, will keine Beschreibung mährischer Landschaften sein und kein Reiseführer in den kulturellen Reichtum des Landes. So weisen

manche Erzählungen keine topographischen Bezüge zu Mähren auf, andere aber führen in das Altvateregebirge und an verschiedene Orte Mährens und Sudetenschlesiens. Die Herausgeber legen eine Prosa-Anthologie vor: Ein Band enthält die deutschen Originale, der andere die Übersetzung ins Tschechische. Man verzichtete bewusst auf bereits öfter publizierte Texte, um „dem Leser weniger bekannte Texte berühmter Dichter schmackhaft zu machen“. So nahmen die Herausgeber keinen Text von Hermann Ungar aus Boskowitz auf, da sein komplettes Werk in tschechischer Übersetzung vorliegt.

Vertreten sind in unterschiedlicher Länge der Texte diese Autoren: Karl Brand, Jakob Julius David, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Wolfgang Freißler, Karl Wilhelm Fritsch, Elisabeth Janstein, Oskar Jellinek, Marie Knitschke, Eduard Kulke, Philipp Langmann, Otto Leixner, Mechthilde Lichnowsky, Ernst Lothar, Hans Müller-Einigen, Robert Musil, Leopold Wolfgang Rochowanski, Ferdinand von Saar, Richard von Schaukal, Eugen Schick, Pankraz Schuk, Charles Sealsfield, Ernst Sommer, Franz Spunda, Ottokar Stauf von der March, Karl Hans Strobl, Ernst Weiß und Ludwig Winder.

Ein Portrait und eine kurze Einführung zu jedem Autor erleichtern den literarischen Zugang. Die Auswahl der 30 Autoren umfasst Herkunftsorte aus den alten Kronländern Mähren und Österreich-Schlesien, aber auch „mährische“ Autoren wie den in Klagenfurt geborenen Musil, dessen Familie aus der Sprachinsel Wischau stammte und der seine Kindheit in Mähren verbrachte. Wie Lukás Motycka im Vorwort betont, bedeutet das Wort Anthologie „Blumenlese“, lateinisch Florilegium. Deutsche und tschechische Leser können nun auf der kultivierten Wiese dieser beiden Bände die schönsten Blumen pflücken.

Rudolf Grulich (Olmützer Blätter – KK)

Bis zum Anfang erzählt

Werner Söllner: Knochenmusik. Edition Faust, Frankfurt am Main 2015, 69 S.

*Dünn geworden bist du, Dichter!
Dünne Haut um spitze Knochen.
Und das Feuer aus den Augen
hat sich in den Arsch verkrochen.*

Das ist traurig und lustig gleichermaßen, empfindsam und drastisch, einsichtig und flapsig, man findet sich gleich in das dichterische Ich, das den Dichter so despektierlich und mitfühlend anspricht. Sofort ist eine Komplizität zwischen Leser und Schreiber hergestellt, in der beide etwas zu lächeln oder zu grinsen haben. Nichts zu lachen.

Aber hätte er denn, der Schreiber, nicht zumindest das zweite „dünn“ vermeiden können, sollen? Hätte er nicht „welke“ oder „bleiche Haut“ oder sonstwas schreiben können? Werner Söllners Lyrik ist ein mildes Lächeln über solche und andere Fragen. Nein, er weiß es nicht besser, aber er weiß – und er schreibt es besser, denn Dünnhäutigkeit ist mehr als Dünnigkeit, und ihm geht es um ein Benennen jenseits stilistischer oder geschmäckerlicher Spitzfindigkeiten. Dünn ist der Dichter, dünn die Haut, und was mit dem Feuer ist, nun ja ...

Werner Söllners Bilder sind keine Chiffren, sie sind nicht zu deuten als Zeichen, sie sind nicht nachvollziehbar, man darf sie nachempfinden. Kann man das, etwa bei dem zweimal auftretenden Syntagma „mein kahlgeschorenes Herz“? Hat jeder, der dies liest, die Erfahrung zur Hand, mit der Söllner die „beunruhigend nah(e)“ Zukunft, „einen Steinwurf entfernt“, ins Bild zwingt: „Und die unreife Nuß / in der Hand – ist sie Kern / oder Schale? Schwarzes Entweder–Oder, / das nicht aus der Haut geht“? Nein, es weiß wohl nicht jeder, dass eine unreifen Nuss abfährt und nicht aus der Haut geht, aber jedem geht das „Schwarze(s) Entweder–Oder“ in den Kopf. Das Bild der sterbenden Mutter gilt allen, ist jedem gültig, der jemanden der Seinen hat sterben sehen, und anderen auch: „Sie stirbt / sich jetzt gesund.“ Ein böser, end-gültiger Trost.

Bei diesem dünnen Dichter kommen die Teile, aus denen ein Mensch besteht, von den Knochen mit ihrer Musik über Mund und Haut bis zum Herzen mit seiner Haartracht – oder dem Gegenteil davon – in neuen Zusammensetzungen vor, die allerdings keinen neuen Menschen zusammensetzen. Stets neu ist nur das alte Elend – und wie darüber geredet wird, mit der alten, müden, lebendigen Sprache. Sie wird in aller trostlosen Vertraulichkeit begrüßt: „Guten Tag, Sprache. Lang / nicht gesehn. Wie geht's? Komm / herein. Siehst ziemlich verhärt / aus. Kein Wunder, wenn man allein / auf der Welt ist.“ Hier redet einer in einem Atemzug über die

Sprache und über sich: „allein / auf der Welt“. So allein sind sie nun auch wieder nicht, die Sprache und der Dichter, schließlich kommt sie herein zu ihrem Freund, und wir dürfen dabei sein. Eine eigentümlich fordernde Freundschaft wird hier gepflegt, denn: „Der Raum ist krumm / mehr als wir dachten“. Ins mitmenschlich Konkrete geholt, bedeutet dieses Krumme: „schon die Nachbarn / der Mutter, die sich wimmernd / über ihr totes Kind beugt, schlafen / gerecht.“ Die Bewegung in der Welt geht beängstigend mit der Beklemmung vor der Welt einher: „Das Nahe war fern, und das Ferne / weit weg.“

Lauter Feststellungen darüber, dass nichts fest ist, lauter Einbekenntnisse, dass die Zeit des Bekenntnisses abgelaufen ist, dass Friedrich Hölderlins „Komm! ins Offene, Freund!“ technisch gebrochen, zerbrochen ist: „Das Offene, mit Photoshop / in den Sommer gebracht.“ Was also ist noch offen, wo ist der Sommer, was verheißt so etwas wie Zukunft? Werner Söllner stolpert und lässt stolpern, festhalten kann man sich nur an der Gewissheit, dass dieser Dichter seine Sprache mit großem Bedacht spricht. „Überall ist / was wir meinen“, das meint, wir finden uns bestätigt in dem, was ist, überall und nirgends.

Das Stolpern, das Söllner dem Leser beschert, ist allemal eine Offenbarung: „Es ist alles / gegessen schon vor dem Hunger, alles / gewußt, was keinen mehr angeht, bevor / es geschah.“ Da ist die Zeitenfolge derart virtuos durcheinandergebracht worden, dass man merkt: Eine Folge gibt es nicht mehr, es gibt nichts, was eine Erlösung bedeutete nach allem, was gewesen ist. Wären die Verse nicht schön, käme man auf den Gedanken, dem Dichter qua Grammatik Gedankenlosigkeit zu unterstellen, weil sie aber schön sind, liest man sie noch einmal (lässt dabei vielleicht gar das Goethesche „Lied des Türmers“ mitklingen) und stimmt ein: „Halb atme ich Wasser / und halb trink ich Stein / Ist fast vergangen / Bald wird es sein“. Ist das, was sein wird, fast vergangen? Wird etwas sein, was vergangen ist? Jedenfalls gilt: „Es sei, wie es wolle“. Nicht gilt: „Es war doch so schön!“

Mit den Fragen und Antwortlosigkeiten lässt Werner Söllner jeden allein. Es sind eben Fragen, die ein jeder für sich zu beantworten hat. Er gibt keine Antworten, er schreibt Verse: „Den Schlag ins Genick / der uns ein bißchen verfehlt, / das Holz und den Strick / bis zum Anfang erzählt.“ Zum Anfang erzählt: Dies sind Gedichte,

die geschrieben wurden, als es zu spät war. Sie reichen in eine Vergangenheit, die ungewiss ist wie die Zukunft, sie klagen nicht über das, was gewesen ist, sie holen es herauf und beschwören es im Bewusstsein der Vergeblichkeit, sie sind zu lesen als Botschaften eines, der nicht mehr lachen kann, dafür auflachen muss.

Werner Söllners Ironie ist eine traurige Angelegenheit, ja sie ist eine Art zu trauern darüber, dass man nicht selbst sein kann, am allerwenigsten vor den andern:

*Meine Haut
ist tätowiert von
innen.
Du sitzt in der U-Bahn
und liest meine Haut
in der Zeitung. Sie gehört mir
nicht mehr.*

Du, wir täten gut daran, Werner Söllner nicht in der U-Bahn zu lesen und nicht in der Zeitung, nicht seine Haut, sondern seine Gedichte. Die gehören ihm und uns.

Georg Aesch (KK)

Kaschubische „Bloodlands“

Benedykt Reszka: Zeit des Bösen. Sowjetisches Unrecht im Gochenland in der Kaschubei. Übersetzung von Ilona Zwierz. Korrektur von Isabel Sellheim. Nowator-Verlag, Danzig und Heidemühl 2015. 320 S.

Um es vorweg zu sagen: Das vorliegende Buch gehört zu den wichtigsten Veröffentlichungen über die Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, berichtet es doch vor allem am Beispiel eines kleinen Gebietes namens Gochen/Gochy – südlich der Stadt Bütow/Bytow im östlichen Pommern gelegen – vom Schicksal der kaschubischen Bevölkerung. Es steht beispielhaft für die Leiden unzähliger Menschen aus verschiedenen Ländern des östlichen Europas. Bisher wurde speziell von den Geschehnissen im kaschubischen Raum nur wenig bekannt; denn, wie der Autor einleitend bemerkt: „Bis in die Hälfte der fünfziger Jahre wurde selten über die Kriegserlebnisse und die Deportationen ins tiefe Russland gesprochen ... Diejenigen, die aus den Lagern zurückkamen, sprachen über ihr Schicksal ungern. Einige waren eingeschüchtert.

Andere hatte man verpflichtet, eine Erklärung zu unterschreiben, dass sie über ihre Erfahrungen nicht sprechen durften. Man hatte Angst vor Verhaftung, vorgenommen unter dem Vorwand, feindliche Propaganda gegen die Sowjetunion zu betreiben.“

Mühevoll Befragungen unter Überlebenden, Verwandten und Nahestehenden von Verstorbenen, Auswertungen von übriggebliebenen Schriftstücken führten schließlich zu einer Dokumentation, die zeigt, dass Kaschuben ebenso wie Deutsche und Polen am Ende des Zweiten Weltkriegs und in der Folgezeit viel Unrecht durch sowjetische Gewalt erleiden mussten.

Die Gesamtdarstellung ist in mehrere Abschnitte unterteilt. Sie beginnt mit einem Bericht über Geschehnisse, die sich beim Einmarsch der sowjetischen Armee im März 1945 in die südwestliche Kaschubei ereigneten. Die Kaschuben, die vielfach auf „Befreiung“ durch die Russen hofften, wurden schrecklich enttäuscht. In den Aussagen von Frau Knosala heißt es: „Am 8. März 1945 zogen russische Soldaten in Platenheim/Plotowo (Kreis Bütow) ein. Alle Bewohner dieses Dorfes kamen aus ihren Häusern heraus, um sie zu begrüßen. Die festliche Stimmung dauerte jedoch nur kurz, denn sehr bald begannen vor allem die Frauen, zu fliehen, um Schutz vor den sie bedrängenden russischen Soldaten in den umliegenden Wäldern zu suchen.“ Vergewaltigungen, Verhaftungen, Verschleppungen, Tötungen vor allem auch von Männern, die verdächtigt wurden, mit Deutschen zusammengearbeitet zu haben, etwa als Mitglieder der Partisanenabteilung des „Pommerschen Greifen“, des polnischen oder gar des deutschen Militärs, setzten alsbald ein. Auch zwei Geistliche sind unter den Getöteten. Abschließend wird ausführlich über die militärischen Auseinandersetzungen auf dem Gebiet der Pfarrgemeinde Heidemühl, am Katharinensee und bei Upilka berichtet.

Der 2. Abschnitt handelt von Etappenlagern in Pommern und Westpreußen, vor allem von Graudenz, Soldau, Ziehenau und Nosarezewo. Auch das Schloss in Bütow wurde als Übergangslager verwendet. Von solchen Lagern aus wurden alle Arbeitsfähigen in den Ural und nach Sibirien verschleppt. Die Lebens- und Sanitärbedingungen in den Etappenlagern und während der Überführungsmärsche und -transporte waren entsetzlich. Ein Häftling berichtet:

„Man quartierte uns zu je 100 Personen im Saal und je 29 Personen in Zellen für 3 Personen ein. ... Es war so eng, dass wir im Stehen oder Knien schliefen. Unter solchen Bedingungen war die Sterblichkeit natürlich hoch. Täglich starben zirka 20 Personen. Die Leichen der Verstorbenen sind hinaus getragen und in die, für die Notdurft ausgehobenen, Latrinengruben geworfen worden.“

Die vier folgenden Abschnitte sind vor allem den Berichten aus den sowjetischen Arbeitslagern, dem gefürchteten Gulag, gewidmet. Im 3. Abschnitt wird ausführlich über die Verschleppungen berichtet. Der Transport erfolgte in Waggons, in die bis zu hundert Menschen verladen wurden. Nur etwa 60 von 100 Häftlingen überlebten die Fahrt. Die Enge in den Waggons zwang die Inhaftierten Tag und Nacht zum Stehen. „Die Verpflegung war erbärmlich. Zur Notdurft diente ein Loch im Boden des Waggons. Wegen Wassermangel zum Wegspülen der Fäkalien stank es im Waggon entsetzlich. Es drohte eine Typhusepidemie.“ Ungeziefer quälte die Menschen. Die Fahrt dauerte oft Wochen.

Der 4. Abschnitt ist mit Berichten über die Arbeitslager gefüllt. Es gab schätzungsweise 3000 davon. Die meisten befanden sich an der Bahnstrecke, die zwischen dem mittleren und dem südlichen Ural verläuft. Am Stadtrand von Workuta, am nördlichen Ural gelegen, gab es mehr als 120 Lager. Die Lebensumstände waren unfassbar schrecklich. Die Verschleppten wurden zwar nicht getötet, aber „Hunger, Arbeit über das Maß des Erträglichen hinaus, Kälte, schlechte Bekleidung und unzählige Krankheiten, bedingt durch totale Entkräftung“, töteten viele der Verschleppten.

Im 5. Abschnitt werden der Tagesablauf und der Einsatz an verschiedenen Arbeitsstätten in ausführlichen Beschreibungen vorgeführt. Hervorgehoben wird, dass an manchen Abenden gemeinsam gesungen und gebetet wurde. „Besonders beliebt war der Rosenkranz, der Hoffnung aufs Überleben gab.“ Sonntags war arbeitsfrei, aber es fanden ideologische Schulungen statt. Die Lehren von Lenin und Stalin wurden vermittelt und Wohlstand und Leistungen in der Sowjetunion gepriesen.

Die bisher behandelten Themen werden im 6. Abschnitt an Einzelschicksalen vertieft, bevor im 7. Abschnitt die Rückkehr der überlebenden Verschleppten nach dem Ende des Zweiten

Weltkriegs beschrieben wird. Für das Land um Bütow wird das Verdienst des Woiwoden Włodzimierz Jastrzebski hervorgehoben, der sich bemühte, den Inhaftierten zu helfen und die Öffentlichkeit über ihr Schicksal zu informieren.

Nach den sieben Abschnitten des Berichtsteils folgt ein Anhang mit Dokumentationen. Am Anfang stehen oft nur kurze Angaben über die leidvollen Schicksale verstorbener Verschleppter. Dann folgen Darstellungen der Gedenkstätten im Bütower Land. Zu Beginn wird das Übergangslager im Bütower Schloss beschrieben. Das ehemalige Ordensgebäude war von einer festen Wehrmauer umgeben, hatte einen großen Innenhof, Kellergeschoß und ehemalige Kemenaten wurden für die Unterbringung hunderter, ja tausender Häftlinge genutzt. Neben Kaschuben und Deutschen wurden in diesem Lager auch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter festgehalten.

Eine Reihe von Gedenkstätten mit Kreuzen, Tafeln und Denkmälern für die Opfer der sowjetischen Deportationen aus dem Bütower Land ist dem Andenken an die im Zweiten Weltkrieg Verschleppten, aber auch an die Gefangenen aus der Zeit der Teilung Polens gewidmet. Auf einem Gedenkstein ist vermerkt, „dass in den Jahren 1939–1956 ungefähr 3 Millionen polnische Staatsbürger nach Sibirien verschleppt worden sind“.

Allen, die zur Herstellung dieser Dokumentation beigetragen haben, gebühren Dank und Anerkennung. Natürlich gibt es einige Kleinigkeiten, die kritisch bemerkt werden könnten – Druckfehler oder grammatische Versehen –, aber es wäre unangemessen, darüber hier zu sprechen. Für eine erneute Drucklegung ist eine genaue Durchsicht seitens des Verlags unerlässlich. Doch das Buch wird seinen besonderen Rang als Dokumentation, die sowohl allgemeines Unrecht wie spezielle Leidenserfahrungen einzelner Menschen erfasst, bewahren.

Roswitha Wisniewski (KK)

Erinnerungseinsam

Christopher Spatz: Ostpreußische Wolfskinder. Erfahrungsräume und Identitäten in der deut-

schen Nachkriegsgesellschaft. Einzelveröffentlichungen des DHI Warschau 35. fibre Verlag, Osnabrück 2015, 239 S., Karte, 29,80 Euro

Im Frühjahr 1947 flüchteten Tausende Ostpreußen vor dem drohenden Hungertod nach Litauen. Die meisten von ihnen waren Kinder und Jugendliche, die sogenannten Wolfskinder. Wer von einer litauischen Familie aufgenommen werden wollte, musste seine Herkunft verschleiern und rasch in eine neue Identität, Sprache und Kultur hineinwachsen, deshalb mieden sich die jungen Ostpreußen fortan gegenseitig. Trotzdem wurden sie von der litauischen Bevölkerung und den Behörden weiterhin als Kollektivum wahrgenommen und später mehrheitlich repariert.

Auch nach ihrer Rückkehr in die deutsche Gesellschaft und unbeeinflusst von den weiteren jeweils durchlaufenen Identitätsbildungsprozessen blieben die Betroffenen Einzelkämpfer. Weder in der Bundesrepublik Deutschland noch in der DDR gab es einen öffentlichen Kommunikationsraum für ihre Erinnerungen – sie blieben auf ganzer Linie Erinnerungseinsam, eine kollektive Wolfskinder-Identität konnte sich nicht ausbilden. Dies änderte sich auch nach 1989/90 nicht wesentlich, als sich die öffentliche und mediale Aufmerksamkeit primär auf die in Litauen verbliebenen Wolfskinder richtete.

Die Quellengrundlage der Arbeit bilden 50 biographische Einzelinterviews sowie bislang unveröffentlichte Schriftquellen aus 18 Archiven. Im Mittelpunkt des Werkes steht die Frage, welche Selbstbilder die Zeitzeugen in ihrem von multiplen Verlust- und Einsamkeitserfahrungen geprägten Dasein entwickelt haben. Dadurch ergibt sich ein bisher nicht möglicher Tiefenblick in die für Wolfskinder charakteristischen Verflechtungen von Defensiverlebnissen und Überlebenskünsten.

Christopher Spatz, geboren 1982, studierte Geschichte und Germanistik an der Carl von Ossietzky-Universität in Oldenburg. Das vorliegende Buch geht auf seine an der Berliner Humboldt-Universität entstandene Dissertation zurück.

(KK)

Profis im Probieren und Studieren

Das sind all die jungen Menschen, die mit den Kulturförderpreisen der Sudetendeutschen Landsmannschaft ausgezeichnet werden

Wieder gestaltet sich der Reigen der Förderpreisträger der Sudetendeutschen Landsmannschaft als facettenreiche Leistungsschau und nötigt über die Landsmannschaft hinaus allen um diese Kultur Bemühten Bewunderung ab.

Der Kulturpreis für Bildende Kunst und Architektur geht an den heute in Köln arbeitenden Fotografen Kilian J. Nepomuk Schönberger, 1985 in Weiden geboren. Er studierte Diplom-Geographie mit den Nebenfächern Soziologie und Städtebau. Damit korrespondiert auch der thematische Schwerpunkt seiner fotografischen Arbeiten: das Spannungsfeld zwischen Natur- und Stadtlandschaften. Seine Bilder sollen nicht nur reine Naturdokumente sein, sondern gleichzeitig visuell erlebbare Räume. Ziel ist, die Augen des Betrachters



Kilian J. Nepomuk Schönberger

für die Wahrnehmung des Besonderen sowohl im scheinbar Alltäglichen als auch im Verborgenen zu öffnen. Besonders angetan haben es Schönberger die Handlungsorte alter Märchen und Sagen. Ein Jahr lang begab er sich auf eine 70 000 Kilometer lange Reise kreuz und quer durch Deutschland und erkundete dabei Land und Sagenorte für sein Buchprojekt „Sagenhaftes Deutschland“. Der großformatige Bildband ist im Verlagshaus Frederking & Thaler im Spätherbst 2015 erschienen.

Für Schönberger ist Fotografie eine Möglichkeit, das Bewusstsein für Landschaften, aber auch die Geschichte von Kulturlandschaften zu schärfen. Gerade heute sei es wichtig, mit visuellen Medien auf die Spuren der Vergangenheit in den ehemaligen sudetendeutschen Gebieten aufmerksam zu machen.

Der Kulturpreis für Literatur und Publizistik geht an Sarah Rehm, geboren 1982 in Dachau. Sie erhielt 1999 den dritten Preis des Max-Brod-Preises der Prager Franz-Kafka-Gesellschaft für Essayistik jüngerer Schriftsteller und war im Sommer 2011 Stipendiatin des Prager Literaturhauses deutschsprachiger Autoren. In München und Berlin hat sie Erfahrungen als Regieassistentin gesammelt, 2002 wurde ihr „Fahrradstück“ in den Connewitzer Cammerspielen Leipzig uraufgeführt.

Die vielseitig interessierte und engagierte Autorin hat während ihres Prager Stipendienaufenthalts auch Südböhmen bereist und sich in Gedichten mit der Heimat



Sarah Rehm

Stifters, mit Budweis und der Vertreibung befasst, eine Reminiszenz an eine ihrer Großmütter, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Tschechoslowakei vertrieben wurde. In Dresden ist Rehm neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit als freiberufliche Lektorin und nach einer Ausbildung am Berliner Institut für Entspannungskommunikation auch als Schreibtherapeutin tätig. In den Schreibwerkstätten „Starke Federn“ arbeitet Sarah Rehm mit Menschen aller Generationen, Herkunft und Schreibwünsche an deren Texten und seit 2015 in ihrem Projekt „Tell your Truth“ verstärkt mit Gruppen aus Teilnehmern mit und ohne Migrationshintergrund. Inhalte ihres literarischen Schreibens sind Themen wie Heimat, Zuhause, Herkunft, Krieg, Flucht, Vertreibung und persönlicher Widerstand, Mut und Andersdenken.

Den Kulturpreis für darstellende und ausübende Kunst erhält Jamina Gerl, geboren 1986 in Bonn. Kaum fünfzehnjährig, wurde Jamina Gerl als Vollstudentin an der Hochschule für Musik und Tanz Köln angenommen. Anschließend ermöglichte

ein Vollstipendium der University of Alaska ihr ein Aufbaustudium bei dem russischstämmigen Dirigenten und Pianisten Eduard Zilberkant. 2011 erwarb sie den Master of Music in Piano Performance und war bis Ende 2012 als Assistentin der Catholic University of America in der Klasse von Nikita Fitenko (Doctor of Musical Arts) tätig.

Jamina Gerl hat sich ein außerordentlich breites Repertoire erarbeitet, das von den Anfängen der Klavierliteratur bis in die Gegenwart reicht. Ihre besondere Zuneigung gilt den Werken von Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Brahms, Chopin und Liszt; doch auch böhmische und russische Komponisten finden ihr Interesse. Sie hat bereits zahlreiche internationale Auszeichnungen erhalten. Jamina Gerl ist eine souveräne Musikerin, die über den Horizont ihres Instruments, die Welt des „Nur-Pianistischen“, hinauszudenken vermag. Ihre Interpretationen bezeugen enormen Gestaltungswillen und bestechen gleichermaßen durch Klarheit der Konzeption wie Sorgfalt der Ausführung. Stilistisches Einfühlungsvermögen und Eindringlichkeit der zu vermittelnden Aussage verbinden sich bei ihr aufs Überzeugendste.

Für ihre wissenschaftliche Leistung erhielt Dr. Sandra Kreisslová, geboren 1981 in Kaa-den/Kadan, den einschlägigen Preis. Die promovierte Sozialanthropologin befasst sich in ihrem umfangreichen und qualitativ hochwertigen Werk unter anderem mit dem Identitätsgefühl der Enkelgeneration der in der Heimat verbliebenen Deutschen. Wie schwer es den Mitgliedern dieser Generation fällt, ihre eigene, mehrsprachige Identität und Ethnizität einzuordnen, hat Kreisslová in biographischen Interviews herausgearbeitet und veröffentlicht.

In ihrem knapp zehnjährigen Berufsleben hat sie sich ebenso anspruchsvollen und interessanten wie ehrenhaften Aufgaben gewidmet: Von 2006 bis 2011 promovierte sie an der Prager Karlsuniversität zum Thema „Konstruktion der kollektiven Identität



Sandra Kreisslová

und des kollektiven Gedächtnisses in biographischen Erzählungen der böhmischen Deutschen“. Zeitgleich arbeitete sie als Kulturassistentin für die deutsche Minderheit in Tschechien und bei der Bürgerinitiative Antikomplex in Prag. Seit September 2011 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Psychologie und Kulturwissenschaften der Tschechischen Landwirtschaftsuniversität Prag.

Daneben arbeitet sie in österreichisch-tschechischen Projekten zu Forschungen über gesellschaftliche Entwicklungen in Österreich und Tschechien nach 1945 (von 2009 bis 2012) und zur Erarbeitung eines österreichisch-tschechischen

Geschichtsbuchs (seit 2015) mit; sie ist wissenschaftliche Kuratorin beim Goethe-Institut Prag für das Projekt „Schaufenster Enkelgeneration“ (2012–2013) und der Gruppe Antikomplex weiterhin als externe Beraterin verbunden.

Für Volkstumspflege wurden die Allgäu-Schwäbischen Musikanten ausgezeichnet, gegründet in Egerländer-Besetzung unter der Leitung von Toni Scholl im Jahr 2014 in der Absicht, die große Tradition der Egerländer Blasmusik weiterzutragen. Bei diesem Auswahlorchester des Allgäu-Schwäbischen Musikbundes steht der Fort- und Bildungscharakter der Blasmusikjugend im Vordergrund. Sie werden in der speziellen Egerländer Stilistik geschult und können bereits auf glänzende Konzerte vor vollen Konzerthäusern zurückblicken.

Toni Scholl, derzeit u. a. Dozent für Blasorchesterleitung an der Musikhochschule Mannheim, war von 1991 bis 1999 erster Tenorhornist bei Ernst Mosch und seinen Original Egerländer Musikanten. Nicht nur als Musiker, sondern auch als Orchestermanager war Scholl einer der engsten Mitarbeiter von Ernst Mosch, dessen musikalisches Erbe er als Mitbegründer der Egerländer Musikanten weiterträgt. Die professionelle Interpretation anspruchsvoller böhmischer Kompositionen und der symphonischen Polkas ist ein „Muss“ in seinen Konzerten.

(KK)



Bei Monty Python hieß es: And now for something completely different. Aber ebenso wenig wie dort ist diese Egerländer Formation der Allgäuer mit Toni Scholl an der Spitze „completely“ anders als die einzelnen Gepriesenen; das weiß jeder, der um die Professionalität heutigen Musikbetriebs weiß

Bilder: Sudetendeutsche Landsmannschaft

Die Sielen lyrischen Sagens

Auf Polnisch und Deutsch – der große Karl Dedecius hat sie abgestreift

Einer der letzten Vertreter der Kriegs- und Versöhnungsgeneration ist im Alter von fast 95 Jahren in Frankfurt am Main verstorben. Professor Dr. h. c. mult. Karl Dedecius, der unermüdliche Kulturvermittler zwischen Deutschen und Polen, arbeitete bis zuletzt an einem Bildband, der ein Resümee seines bewegten Lebens und Kulturschaffens ziehen sollte. Von 1980 bis 1997 war Dedecius Direktor des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, das sich als Kultureinrichtung innerhalb kurzer Zeit ein hohes Renommee in Deutschland und Polen erwarb. Dedecius übersetzte mehr als 3000 Gedichte, veröffentlichte regelmäßig polnische Lyrik in deutschen Verlagen, schrieb Essays zur polnischen Literatur und Geistesgeschichte, pflegte Freundschaften mit polnischen Schriftstellern. Von Darmstadt aus gab er die 50-bändige „Polnische Bibliothek“ heraus, ebenso das siebenbändige „Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts“. Er beschaffte Stipendien für polnische Intellektuelle und organisierte Studienreisen für Journalisten, Übersetzer und Verleger aus dem Nachbarland. Nach dem politischen Umbruch in Polen 1989/90 zeigte er sich offen für eine Erweiterung des Profils des Instituts.

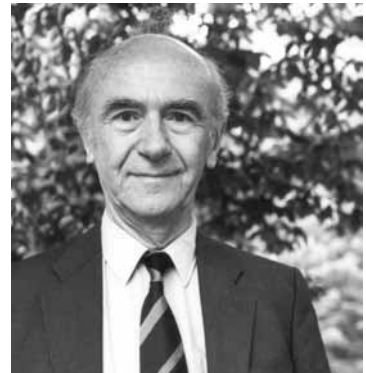
Karl Dedecius wurde 1921 als Sohn deutscher Eltern in der polnischen Industriestadt Lodz (Łódź) geboren. Nach Kriegsdienst in der Wehrmacht (u. a. bei Stalingrad) und sowjetischer Gefangenschaft kam er 1952 über eine Zwischenstation in Weimar in den Westen Deutschlands, wo er in einer Versicherungsgesellschaft tätig war. Erst nach Feierabend konnte er sich seiner Leidenschaft für die polnische Literatur und ihrer Übersetzung widmen. Seine Passion wurde 1959 mit der Herausgabe der ersten Anthologie „Lektion der Stille“ belohnt, die großen Erfolg hatte und vielfach besprochen wurde. Unermüdlich übersetzte er

polnische Schriftsteller wie Zbigniew Herbert, Stanisław Jerzy Lec, Czesław Miłosz, Tadeusz Rózewicz, Wisława Szymborska, Adam Zagajewski und andere ins Deutsche. Seine Übersetzungen trugen zur internationalen Aufmerksamkeit für das dichterische Schaffen von Czesław Miłosz und Wisława Szymborska und zur Verleihung des Literaturnobelpreises 1980 bzw. 1996 an die polnischen Schriftsteller bei.

Für seine Arbeit als Autor und Mittler wurde Dedecius im In- und Ausland vielfach ausgezeichnet. Seit 2003 vergibt die Robert Bosch Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Polen-Institut den Karl-

*Sind das
Lorbeer-
zweige
im Hinter-
grund?
Er hat nie
danach
gefragt*

Bild:
Deutsches
Polen-Institut



Dedecius-Preis für polnische Übersetzer deutscher Literatur und deutsche Übersetzer polnischer Literatur. Zu den wichtigsten Büchern von Karl Dedecius zählen: „Deutsche und Polen. Botschaft der Bücher“ (1971), „Überall ist Polen“ (1974), „Polnische Profile“ (1975), „Zur Literatur und Kultur Polens“ (1981), „Vom Übersetzen“ (1986), „Von Polens Poeten“ (1988), „Lebenslauf aus Büchern und Blättern“ (1990), „Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Ein Rundblick“ (2000), „Polnische Gedichte des 20. Jahrhunderts“ (2008).

(KK)

Die Mutter des „Gemeindekindes“

Marie von Ebner-Eschenbach hat Mähren in die Geschichte der deutschen Literatur eingeschrieben



Als Porträts noch Bildnisse in des Wortes eigentlicher Bedeutung waren: Gemälde von Karl von Blaas

Bild: Wikimedia Commons

Den älteren Lesern im deutschen Sprachraum dürfte die Erzählung „Krambambuli“ (1883) noch aus der Schulzeit bekannt sein. Es ist die anrührende Geschichte eines Jagdhundes, der sich zwischen zwei Herren, einem Wilderer und einem Berufsjäger, nicht entscheiden kann. Diese höchst spannende Erzählung, fünfmal verfilmt, ist der bekannteste Text aus dem reichen Prosawerk der Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916).

Die berühmte Autorin, die zum 150. Geburtstag 1980 mit einer Sonderbriefmarke der Deutschen Bundespost geehrt wurde, entstammte böhmischem und deutschem Adel. Ihr Vater Franz Baron von Dubsky, der 1843 in den Grafenstand erhoben wurde,

war römisch-katholisch, ihre Mutter Marie, geborene von Vockel, war die Tochter sächsisch-protestantischer Eltern. Sie starb wenige Tage nach der Geburt ihrer jüngsten Tochter, ihres siebten Kindes. Mariens zweite Stiefmutter war hochgebildet und förderte die literarische Begabung ihrer Stieftochter auf jede erdenkliche Weise. In der Bibliothek ihrer verstorbenen Großmutter auf Schloss Zdislawitz in Mähren bekam die lesehungrige Halbwaise weitere Anregungen.

Im Revolutionsjahr 1848 heiratete Marie von Dubsky ihren Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach (1815–1898), der aus einer mährischen Seitenlinie des Nürnberger Patriziergeschlechts Ebner von Eschenbach stammte. Die Braut war gerade 18 Jahre alt, der künftige Ehemann aber schon 33. Als er um die junge Verwandte warb, war er bereits Absolvent der Ingenieurakademie in Wien, seit 1837 Ingenieurleutnant und seit 1840 Professor für Chemie und Physik an der Akademie. Zugleich war er Militärschriftsteller und geachteter Erfinder in militärischen Anwendungsgebieten der Elektrizität. Schon 1874 wurde er, im Alter von 59 Jahren, in den Ruhestand versetzt und zum Feldmarschalleutnant befördert.

Das Ehepaar, das kinderlos blieb, lebte bis 1850 in Wien und danach bis 1856 in Klosterbruck bei Znaim in Südmähren, wohin die Ingenieurakademie verlegt worden war. Nach der Rückkehr aus der Provinz nach Wien blieb Schloss Zdislawitz in Mähren Zweitwohnsitz, wo Marie von Ebner-Eschenbach, als sie am 12. März 1916 in Wien starb, in der Familiengruft der Dubskys beigesetzt wurde. Das Mausoleum freilich ist heute nicht mehr zugänglich. Auf Schloss Zdislawitz gibt es auch, anders als in Wien, keine Gedenktafel für die be-

rühmte Dichterin, die im Jahr 1900 als erste Frau überhaupt mit dem Ehrendoktorat der Universität Wien ausgezeichnet wurde. Das Schloss Zdislawitz ist heute dem Verfall preisgegeben.

Ihre frühen Dramen wie „Maria Stuart in Schottland“ (1858) fanden wenig Aufmerksamkeit, erst ihre Erzählung „Bozena“ (1876), die im angesehenen Verlag Cotta in Stuttgart erschien, machte ihren Namen bekannt, und unter den fünf „Dorf- und Schlossgeschichten“ (1883) war auch die Novelle „Krambambuli“, die noch heute gelesen wird.

Als das bedeutendste Werk gilt der gesellschaftskritische Roman „Das Gemeindegeld“ (1887), der auch Adel und Kirche

nicht verschonte; er wurde in mehrere Sprachen übersetzt (Neuausgabe bei Reclam, Stuttgart 1985). Es ist die Geschichte des jungen Tschechen Pavel Holub, dessen Vater wegen Raubmords am Strang endet und dessen Mutter für zehn Jahre ins Gefängnis kommt. Er, der auf Kosten der Dorfgemeinde aufwächst, setzt sich schließlich gegen alle Vorurteile durch und wird ein geachteter Mitbürger. Wer etwas über eine Kindheit in Mähren im 19. Jahrhundert erfahren möchte, sollte zu Marie von Ebner-Eschenbachs autobiografischem Buch „Meine Kinderjahre“ (2006) greifen, das in einer Neuausgabe (Berlin 2015) vorliegt.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Soundtrack zu Franz Kafkas „Schloss“

In den Görlitzer „Landschaften der Zeit“ leben der Landvermesser K. und manch andere Gestalten auf

Aufgrund der guten Publikumsresonanz zur ersten Ausgabe der „Literaturtage an der Neiße“ im September 2014 setzen die Veranstalter das Projekt in diesem Jahr fort. Vom 7. bis zum 10. April findet das internationale Literaturfestival mit dem

Titel „Landschaften der Zeit“ erneut in Görlitz-Zgorzelec statt. Die „Literaturtage an der Neiße“ sind eine Veranstaltung des Deutschen Kulturforums östliches Europa und der Görlitzer Kulturservicegesellschaft. Gefördert wird das Programm durch die

*Literatur ist nie
gemütlich oder
vertraulich, je-
doch vertraut,
ja intim darf sie
nicht nur, son-
dern soll sie sein:
Lesung bei den
vorjährigen
Literaturtagen an
der Neiße*

Bild: der Autor



Kulturstiftung des Freistaates Sachsen, die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, die Städte Görlitz und Zgorzelec, die Kulturreferentin für Schlesien am Schlesischen Museum zu Görlitz und das Deutsch-Polnische Jugendwerk.

Es geht vorrangig darum, unbekannte bzw. vergessene Facetten der mitteleuropäischen Nachbarschaft zu thematisieren sowie verschiedene Aspekte und Sichtweisen auf die Vergangenheit und Gegenwart am Beispiel der modernen Literatur zu verdeutlichen. Da die Veranstaltungsorte in Deutschland (Görlitz) und in Polen (Zgorzelec) liegen, kann das Projekt auch dazu beitragen, das Trennende in der Region zu überwinden und das kulturelle Zusammenwachsen beider Städte zu intensivieren und zu vertiefen.

Schon zur Auftaktveranstaltung der diesjährigen Literaturtage an der Neiße gibt es ein besonderes Highlight: Im Theater Görlitz wird ein Konzert der Kafka Band geboten, das einen deutsch-tschechischen Soundtrack über den Landvermesser K. aus dem Roman „Das Schloss“ präsentiert. Kafkas Deutsch mischt sich mit dem Tschechischen, Rezitation mit Gesang. Die Musik ist leidenschaftlich und rau, doch zugleich verspielt und zart. Die Kafka Band ist ein literarisch-musikalisches Projekt aus Prag.

Zu den weiteren Programmpunkten gehört die von der Kulturreferentin für Schlesien, Dr. Annemarie Franke, moderierte zweisprachige Lesung von Małgorzata Szejnert aus „Der schwarze Garten“/„Czarny ogród“ mit Übersetzer Benjamin Voelkel im Schlesischen Museum zu Görlitz. Die Kulturjournalistin Sigrid Hoff wiederum begleitet die Lesung der Autorinnen Ulrike Draesner aus „Sieben Sprünge vom Rand der Welt“ und Joanna Bator aus „Sandberg“ im Europäischen Zentrum für Bildung

und Kultur jenseits der Neiße, in Zgorzelec.

Hauptperson mehrerer Veranstaltungen ist der aus Oberschlesien stammende Horst Eckert alias Janosch. Der 1931 in Hindenburg Geboren ist ein berühmter deutscher Illustrator, Kinderbuchautor und Schriftsteller. Vorgestellt wird anlässlich seines 85. Geburtstages die erste Janosch-Biographie von Angela Bajorek, „Wer fast nichts braucht, hat alles“, in der Übersetzung von Paulina Schulz. Hinzu kommt die szenische Kinderbuchlesung für Erwachsene mit Oskar Ansell: „Panama ist überall – oder wir brauchen uns doch vor nichts zu fürchten“.

Da die Veranstaltungsorte in Görlitz und in Zgorzelec liegen, kann das Projekt dazu beitragen, das Trennende zu überwinden und das kulturelle Zusammenwachsen der Städte zu intensivieren.

Mit dem Matinee-Programm „Die Sudeten. Zwischen (T)raum und Zeit“ laden drei Autoren aus Deutschland, Polen und Tschechien – Jörg Bernig, Henryk Waniek und Jaromir Typlt – zu einer außergewöhnlichen literarischen Reise durch die lebendige mitteleuropäische Kulturlandschaft ein. Spannend ist sicherlich auch der Krimiabend, in dessen Rahmen „Die letzte Arie“ aus den Chroniken der Klara Schulz von Nadia Szagdaj („Kroniki Klary

Schulz“ – Übersetzung von Paulina Schulz) vorgeführt wird. Die Chroniken der Klara Schulz sind eine Serie von Kriminalromanen, deren Handlung im Breslau der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg spielt.

Das 8. Schlesische Nach(t)lesen fügt sich in diesem Jahr in das Programm der Literaturtage an der Neiße ein. Am 9. April sind Buch- und Lesefreunde von 19 bis 22 Uhr zu einem literarischen Spaziergang eingeladen. In den Schwesterstädten Görlitz und Zgorzelec werden bekannte Persönlichkeiten Texte von deutschen und polnischen, auswärtigen und einheimischen Autoren über die Stadt und die Region vortragen. Dr. Annemarie Franke dazu: „Der Reiz besteht in der Verbindung aus Leseort, Text und Leser/in. In diesem Jahr liest beispielsweise

Dr. Wolfgang Wessig, langjähriger Dramaturg am Gerhart Hauptmann-Theater, in der Sattlerei Miethe aus einer Erzählung von Gerhart Pohl aus dem Jahr 1927 über den alten Kutscher Stolbe. Der Geruch des Leders ist im Laden präsent, wenn der Text von den Zügeln in der Hand des Kutschers oder dem Pferdegeschirr erzählt.“

Ein großer Teil der Lesungen in diesem Jahr widmet sich der Europäischen Kulturhauptstadt Wrocław 2016. So etwa liest Dr. Johanna Brade, Kunsthistorikerin am Schlesischen Museum, im Ausstellungsraum zur Breslauer Akademie einen Rückblick auf „Die Kunststadt Breslau“ von Ilse Molzahn. In Zgorzelec startet das Programm mit der Lesung von Gedichten der Autorin Urszula Koziol, die in Breslau 1957 ihren ersten Gedichtband herausgab und

bis heute Mitarbeiterin der Kulturzeitschrift „Odra“ ist.

Ein deutsch-polnischer Höhepunkt ist die gemeinsame Lesung der beiden Bürgermeister der Städte Görlitz und Zgorzelec, Siegfried Deinege und Rafał Gronicz. Sie lesen aus dem Buch „Brückengeschichten“, geschrieben von Schülern des Joliot-Curie-Gymnasiums Görlitz und in diesem Frühjahr herausgegeben vom Förderverein Kulturstadt Görlitz–Zgorzelec e. V. und der Stadtbibliothek Görlitz.

Das Programmheft zum Schlesischen Nach(t)lesen ist unter www.schlesisches-museum.de und in den Vorverkaufsstellen, im Schlesischen Museum und in der Stadtbibliothek Görlitz erhältlich.

Dieter Göllner (KK)

Der Knüppel- als Werbeträger

Rübezahl feiert in Görlitz fröhliche Urständ, wie's im Buche steht



Seit kurzem hat die Bibliothek des Schlesischen Museums zu Görlitz (SMG) ihre Rübezahl-Sammlung mit drei frühen Ausgaben aus dem 17. Jahrhundert erweitert.

„Der Rübezahl ist gegenwärtig einer der wichtigsten Werbeträger für das Riesengebirge und in Polen, Tschechien und Deutschland gleichermaßen bekannt. Zeichnet ihn heute ein eher guter Charakter aus, war er bis ins 19. Jahrhundert hinein ein böser Geist, Gespenst, Dämon oder sogar ein Teufel, der den Menschen das Leben schwer machte.“ So beschreibt Dr. Martin Kügler, Stellvertreter des Direktors des SMG, die sagenumwobene Gestalt.

Bekanntlich erhielt Rübezahl dank Praetorius eine breite Popularität weit über die Grenzen Schlesiens hinaus, die übrigens seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis heute andauert. Hans Schultze aus Zethlingen in der Altmark (1630–1680) veröffentlichte unter dem Pseudonym Jo-

hannes Praetorius 1662 die aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert zusammengetragenen Geschichten über Rübezahls (Un-)Taten. Weitere Auflagen und neue Bände folgten in den nächsten Jahren. Die erste Ausgabe aus dem Jahr 1662 war innerhalb weniger Wochen vergriffen. Der Titel des im Format Kleinoktav gedruckten Bandes beschreibt den Inhalt in barocker Weitschweifigkeit.

1665 gab Praetorius den zweiten Band heraus, und es folgte auch ein drittes Buch mit Geschichten „von dem berüchtigten Gespenste“. Praetorius veröffentlichte in den drei Bänden sowie in dem 1672 erschienenen Nachtrag „Satyrus Etymologicus“ auf

rund 1400 Seiten über 250 Geschichten über den „Herrn des Riesengebirges“. Die Erzählungen beruhen teils auf literarischen Texten, teils auf mündlichen Erzählungen von „tatsächlichen Erlebnissen“ und nicht zuletzt auch auf freien Erfindungen des Autors.

Auch wenn derzeit in der Bibliothek des Schlesischen Museums noch der Ergänzungsband von 1672 fehlt, ist hier ein reicher Fundus über den „Geist des Riesengebirges“ verfügbar. Neben den Neuerwerbungen ist auch eine andere, frühe illustrierte Ausgabe aus dem Jahr 1736 vorhanden sowie über 130 Rübezahl-Bücher.

D. G. (KK)

Eisen, Schmetterlinge, Porzellan

Ausstellungen im Kulturpark Sayn

Der Kulturpark Sayn gilt als ein „kulturelles Meisterwerk zwischen Rhein und Mosel“ und bietet seinen Besuchern auf engem Raum eine große Vielfalt an Sehenswürdigkeiten. Dazu zählt die Sayner Hütte als Erinnerungsort des preußischen Eisenkunstgusses. Neben touristisch und historisch interessanten Objekten sind regelmäßig auch Ausstellungen zeitgenössischer Künstler zu besichtigen.

So etwa sind im Garten der Schmetterlinge bei Schloss Sayn nicht nur faszinierende tropische Schmetterlinge zu entdecken, sondern auch die Ausstellung „Himmelsgewicht, Werke mit Schmetterlingsflügeln“ zu sehen. Bis zum 1. Mai stellt der Bremer Künstler Werner Henkel eine Auswahl seiner jüngsten Arbeiten aus. Im Raupen- und Nachtfalterhaus des Gartens bilden 24 mit „Flügelaugen“ bemalte Taschentücher ein beeindruckendes Karree. Dass sich ab und zu ein Falter darauf niederlässt, verleiht dem Kunstwerk eine besondere Note. Weitere Bilder sind unter Verwendung von

echten Schmetterlingsflügeln entstanden. Übrigens: Henkel nutzte dafür die Flügel von im Herbst eines natürlichen Todes gestorbenen Faltern.

Der 1956 in Hamburg geborene Künstler ist seit 1984 freischaffend tätig und nimmt an Einzel- sowie Gruppenausstellungen teil. Viele seiner Malereien und Installationen befinden sich im öffentlichen Raum.

Das Rheinische Eisenkunstguss-Museum im Schloss Sayn wiederum beherbergt neben der Dauerausstellung mit sehenswerten Gusseisenprodukten altpreußischer



*So rund wie
bunt: Porzellan-
arbeit von Ute
Henne*

Bild: Dieter Göllner

Schule, dem Fürstinnenzimmer und der Schlosskapelle, bis zum 10. April auch die Ausstellung der Künstlerinnen Irmgard Stengel und Ute Henne unter dem Motto „Reflexionen“.

Die 1946 in Bendorf geborene Irmgard Stengel, Mitglied der Bendorfer Künstlergruppe Spectrum, zeigt farbenfrohe Malereien. Viele ihrer Arbeiten waren bisher in Einzel- und Gruppenausstellungen zu sehen. Außerdem zeichnet Stengel für die Illustration des Buches „Sagen und Legenden von der Ahr bis zur Mosel“

verantwortlich. Die Kunstschaaffende Ute Henne aus Döttesfeld/Breitscheid wurde 1945 in Dessau geboren. Sie hat Arbeiten in verschiedenen Maltechniken auf Holz, Glas und Keramik geschaffen, widmet sich jedoch seit etwa dreißig Jahren leidenschaftlich der Porzellanmalerei. Wie auch in der Ausstellung zu erkennen ist, bemalt Ute Henne Gebrauchsgegenstände aus Porzellan und wertet sie so zu Unikaten auf. Die Künstlerin beteiligte sich an zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Eine **Schlesienreise der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR** führt vom 20. bis zum 26. Mai 2016 über Görlitz nach Liegnitz, Jauer, Wahlstatt, ins Riesengebirge, sodann durch Nordböhmen nach Breslau, Krieblowitz und Bunzlau. Veranstaltet und betreut wird die Reise durch den bewährten Schlesienkenner Alfred Theisen von Senfkorn Reisen Görlitz, enthalten sind in dem Preis von 840 Euro pro Person im Doppelzimmer (120 Euro Einzelzimmerzuschlag) sechs Übernachtungen mit Frühstück, ein Mittagessen in Reichenberg sowie alle Besichtigungen. Die Teilnehmerzahl ist auf 15 bis 20 Personen beschränkt. Informationen und Anmeldungen bei **Senfkorn Reisen**, Brüderstraße 13, 02826 Görlitz, Telefon 03581/40 05 20, info@senfkornreisen.de.

Das Oberste Verwaltungsgericht in Polen hat entschieden, dass ein **Platz in Opeln** den Namen der deutschen Schrift-

stellerin und „KK“-Autorin **Renata Schumann** tragen darf. Bereits im Herbst 2013 war nach einem Beschluss des Oppelner Stadtrates ein entsprechendes Schild aufgestellt, doch nach Protesten von Anwohnern wieder entfernt worden.

Das **Kulturzentrum Ostpreußen** in Ellingen präsentiert derzeit am Beispiel des **Schlusses Lekow** die „Renaissance eines Gutes in Pommern“. Das Ehepaar Sinapius aus Königswinter hat sich mit dem Kauf und der Restauration einen lang gehegten Traum erfüllt und zeigt das Ergebnis in Wort, Bild und Film, erarbeitet von Martina Kerl.

Im seinem Neubau zeigt das **Ostpreußische Landesmuseum Lüneburg** gemeinsam mit dem **Deutschen Kulturforum östliches Europa** Potsdam die Wanderausstellung „**Wolfskinder** – Verlassen zwischen Ostpreußen und Litauen“. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**